

Manfred Pollatz und Lili Engelsmann

Lehrer, Quäker, Judenretter
– eine Familiengeschichte

von Cordula Tollmien

(fortgeführt bis 1934)

Diese Biografie bricht ab mit der Entscheidung Manfred und Lili Pollatz', Deutschland im Jahr 1934 zu verlassen. Das von ihnen in den Niederlanden begonnene Rettungswerk für jüdisch und sogenannte halb-jüdische Kinder konnte in dem hier vorliegenden Text nicht mehr behandelt werden. Man erfährt dazu aber einiges in meiner Veröffentlichung „Ein Alptraum liegt hinter und vielleicht ist er noch nicht einmal vorbei“ aus dem Jahr 2014 und aus meinen beiden biografischen Abrissen, die 2012 im Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon erschienen sind. Diese habe ich ebenso wie meine Veröffentlichung über Lili Pollatz' mutigen Einsatz für die Engländer während des Ersten Weltkriegs dem hier vorliegenden Text beigelegt.

Das hiermit offiziell zugänglich gemachte Manuskript kann gern als

„Cordula Tollmien, Manfred Pollatz und Lili Engelsmann, Lehrer, Quäker, Judenretter – eine Familiengeschichte (bis 1934), Manuskript 2013/2024 (vorhanden im Stadtarchiv Dresden und bei der Autorin)“

zitiert, nicht jedoch ohne Namensnennung der Autorin kopiert oder in anderer Weise übernommen werden.

Cordula Tollmien, im September 2024

„Da ist ein Gerechter, der geht zugrundet in seiner Gerechtigkeit,
und da ist ein Gottloser, der lebt lange in seiner Bosheit.“
(Prediger Salomo 7,15-16)

Lili Pollatz hat die Bedeutung des Alten Testaments auch und gerade in der NS-Zeit immer hervorgehoben und gegen diejenigen verteidigt, die dieses als „Judenbibel“ am liebsten abschaffen wollten. Angesichts des erschütternden Schicksals der gesamten Familie und auch mit Blick darauf, dass Manfred und Lili Pollatz 2014 vom Staat Israel als „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnet wurden, scheint mir daher das Zitat des Predigers Salomon als Motto für ihre gesamte Lebensgeschichte sehr gut geeignet.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

Vor-an-gestellt 11

Die Militärvorbereitungsanstalt von Rudolf Pollatz 17

Aufgewachsen in einer Schule - Manfred Pollatz 26

Lili Engels-Mann 36

„Kampf mit Traditionen und Vorurteil“ – der Verein immatrikulierter Studentinnen und die Arbeiter-Bildungskurse 56

„Wir arbeiteten dann gemeinsam für unser Staatsexamen“ – das Studium 69

„Die gesicherte bürgerliche Existenz aufgebend“ – Pläne für eine eigene Schule 79

Die Pollatzsche Waldschule 101

Nachkrieg 113

An der Landesschule Dresden 130

Kindheit in Klotzsche 153

Anmerkungsapparat (Endnoten) 173

„Gott will kein Fragezeichen“ - bei den Quäkern 189

Die Jahresversammlung der Quäker in Hellerau und die religiöse Erziehung von Kindern 211

„Arbeitsgemeinschaften mit den Arbeitslosen“ und der Kampf für Frieden und gegen Antisemitismus – das Ende der Weimarer Republik 235

„Am Mittwoch, den 23. August 1933 früh ¼ 6 Uhr“ – Verhaftung und Entschluss zur Emigration 250

„Hartwerden und Vergessenwollen gegenüber Vergangenen“ – nicht mehr Deutschland 277

Quellen- und Literaturverzeichnis 309

Vorwort

Im Januar 1934 verließen Manfred und Lili Pollatz mit ihren vier Kindern ihre Dresdner Heimat, in der ihnen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft nicht nur mehr und mehr die Luft zum Atmen nahm, sondern auch, wie Manfred später schrieb, die Seele der eigenen Kinder zu bedrohen schien. Zuversichtlich geleitet von dem Faustwort „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag“ schufen sie für sich und ihre Kinder im niederländischen Haarlem ein neues Zuhause, das sie als „Haus der Hoffnung“ zugleich zu einer Zufluchtsstätte für jüdische und „halbarische“ Kinder machten, die aus Deutschland hatten flüchten müssen. Nach der Besetzung der Niederlande durch die Deutschen nahmen Manfred und Lili Pollatz in enger Zusammenarbeit mit dem holländischen Widerstand auch niederländische jüdische Kleinkinder und Säuglinge in ihrem Heim auf. Nach einer Denunziation kam Manfred 1943 ins KZ, aus dem er aber nach 18 Monaten wieder entlassen wurde.

Dieses Buch ist also die Geschichte einer vielfachen Rettung und es ist zugleich die Geschichte einer großen Liebe, nämlich der zwischen Manfred und Lili, die eine geborene Engelsmann war. In dieser Liebe wiederum verband sich die Geschichte zweier deutscher Familien, die der Pollatz' und die der Engelsmanns, die im 19. Jahrhundert wurzelnd in gleicher Weise typisch wie auch besonders ist und zudem auf charakteristische Weise unterschiedlich. Außerdem erzählt dieses Buch auch von zwei jungen engagierten und idealistischen Pädagogen, die mitten im Ersten Weltkrieg ihre pädagogischen Ideen in einer eigenen Schule verwirklichten. Auch das von ihnen in Holland geführte Kinderheim war zugleich eine Schule. Über ihren Weg zu den Quäkern, den Manfred und Lili Pollatz nach dem Ersten Weltkrieg gingen, erfährt man zugleich etwas über die Geschichte des deutschen Quäkertums, in der Manfred und Lili eine wichtige Rolle spielten.

Das Buch ist aber auch die Geschichte von Tod und Trauer. Nicht nur dass vier der insgesamt 38 Kinder, die in Manfreds und Lilis Kinderheim eine Zuflucht gefunden hatten, den NS-Schergen dennoch in die Hände fielen, auch Karl Heinz, der Sohn von Manfred und Lili, wurde als Soldat ein Opfer des NS-Regimes. Obwohl als Quäker Pazifist, hatte er sich als Arzt an die Front gemeldet, um als Gegenleistung dafür die Freilassung seines Vaters aus dem KZ zu erwirken. Das gelang auch, aber Karl Heinz kehrte aus dem Krieg nicht zurück, und so erzählt dieses Buch auch von der nie überwundenen Tragödie eines Vaters, dessen Sohn sich opferte, um ihn zu retten. Und auch Lili überlebte das Ende des Krieges nicht lange und starb nach langjähriger Krebserkrankung erschöpft und in verzweifelter Sorge um den Sohn schon am 1. März 1946, Manfred in untröstlicher Einsamkeit zurücklassend. Die Geschichte der drei Töchter von Manfred und Lili wiederum ist die Geschichte eines fortdauernden Exils, die Geschichte von drei Menschen, die – obwohl sie Deutschland schon als Jugendliche verlassen hatten – niemals wirklich in den Niederlanden angekommen waren, dennoch aber weder die Mittel noch die Fähigkeiten hatten, sich aus ihrer mit dem Tod des

Vaters und dem Fortschreiten der Jahre immer stärker zunehmenden Isolation zu befreien.

Warum aber nun eine Biografie gerade über Manfred und Lili Pollatz? Judenretterbiografien gibt es inzwischen einige und seit Arno Lustiger den Begriff des „Rettungswiderstands“ geprägt hat und seit den Forschungen des Instituts für Antisemitismusforschung über die „Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945“ und dem daraus entstandenen Gedenkstättenprojekt „Stille Helden“ ist zudem die ursprünglich gar nicht selbstverständliche öffentliche Anerkennung dieser Judenretter weiter vorangeschritten. Dennoch gibt es einige bemerkenswerte weiße Flecken in der Wahrnehmung: Das ist zum einen der Anteil der deutschen Quäker an der Rettung von Juden, über den bisher nur einige wenige quäkernahe kleineren Veröffentlichungen vorliegen, und zum anderen der Anteil deutscher nichtjüdischer Emigranten an dieser Rettung. Denn in den einschlägigen Publikationen werden in aller Regel für die Niederlande nur niederländische Judenhelfer und -retter, für Deutschland nur deutsche, für Frankreich nur französische usw. berücksichtigt. Doch es gab auch Deutsche, die in ihrem Exilland und speziell in den Niederlanden, an der Rettung von Juden mitwirkten. Zu nennen wären hier beispielsweise der deutsche Dichter und Emigrant Wolfgang Frommel, der – im Übrigen eng verbunden mit der holländischen Quäkerschule auf Schloss Eerde in Ommen – 1973 von Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ geehrt wurde, dort aber bezeichnenderweise zu den niederländischen Gerechten gezählt wird, und eben auch Manfred und Lili Pollatz, die auf eine angemessene Würdigung ihres Lebenswerkes bis 2014 warten mussten.

Warum nun aber gerade Manfred und Lili Pollatz – soll heißen, warum wurden gerade sie zu Judenrettern, was befähigte sie zu ihrer aufrechten Haltung, die Lili gemeinsam mit ihren Töchtern, auch als Manfred schon verhaftet und Karl Heinz an der Front war, ihr Rettungswerk unbeirrt fortsetzen ließ? Manfred Pollatz hat nach dem Tod von Lili ein berührendes „Lebensbild“ von ihr verfasst, was ursprünglich zur Veröffentlichung eines Lili gewidmeten Gedächtnisheftes in der Zeitschrift „Der Quäker“ gedacht war, dort aber aus unerfindlichen Gründen nie erschienen ist. Darin schrieb er über Lili: „Schon in den ersten Monaten von 1933 hatte sie Frauen und Kindern von Arbeitern unseres Ortes (die Familie lebte in Klotzsche bei Dresden), die ins KZ gebracht worden waren, zum Mittag in unser Haus genommen, aber täglich litt sie mehr, wie ich weiß, unter dem, was sie die ununterbrochene Verletzung des ‚immanenten Rechtes‘ nannte. Kompromiss lehnte sie absolut ab und wies immer wieder auf das Jesaja-Wort hin: ‚Weh denen, die Böses gut und Gutes böse heissen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus sauer süß und aus süß sauer machen‘ und denen, die sich auf das Wort von der Liebe im ersten Korintherbrief berufen wollten, sagte sie: ‚Vergesst aber nicht das anschließende Wort: sie freut sich aber mit der Wahrheit‘.“

Das ist – wie ich finde – schon sehr aussagekräftig, weitere ausführlichere und differenziertere Antworten wird diese Biografie zu geben versuchen, die insgesamt als ein einziger Antwortversuch auf diese wichtige Frage gelesen werden kann.

Manfred hat in seinem von tiefer Trauer um seinen großen Verlust gezeichneten Lebensbild Lili in den Mittelpunkt ihres gemeinsamen Rettungswerks gestellt und sie zur inspirierenden Kraft hinter ihren Rettungsanstrengungen gemacht. Doch die Lebensgeschichte von Manfred und Lili ist nicht zu trennen und Manfred hat an diesem außergewöhnlichen Leben und Lebenswerk keinen geringeren Anteil als Lili. Dass diese Biografie mit Manfreds und nicht mit Lilis Familie beginnt, hat darüber hinaus aber noch andere sowohl äußerliche wie auch innerliche Gründe: Die äußeren Gründe sind, dass das Material über die Familie Pollatz, das sich sowohl in familiären als auch in öffentlichen Archiven befindet, sehr viel umfangreicher ist als das über die Familie Engelsmann, auch wenn sich durch intensive Nachforschungen auch für die Engelsmanns zumindest einzelne Spuren haben finden lassen und manches Überraschende zu Tage kam (so zum Beispiel ein Bruder von Lili, der sich als NS-Eugeniker profilierte). Doch die für eine solche Biografie besonders aussagekräftige familiäre Überlieferung hat sich für die Familie Engelsmann nur rudimentär erhalten. Obwohl inzwischen sogar ein Kontakt zu Nachfahren der (großen) Familie Engelsmann hergestellt werden konnte, stammt das gesamte persönliche Material über Lili und ihre Familie (einschließlich der Fotos aus ihrer Kindheit) für die Zeit vor 1945 aus dem Nachlass der Familie Pollatz – bewahrt von Lilis und Manfreds Töchtern. Und dass dieser Nachlass umfassend und – soweit er erhalten ist – ohne Einschränkungen für diese Biografie zur Verfügung stand, hat wiederum mit dem oben erwähnten inneren Grund für den zumindest anfänglichen Focus dieser Biografie auf Manfred zu tun. Die Autorin dieser Biografie ist nämlich mit Manfred Pollatz verwandt: Manfred Pollatz war ein Urgroßonkel von Cordula Tollmien und sie hat ihn sowohl noch persönlich kennengelernt als auch viele Familienerzählungen über ihn im Gedächtnis behalten. Im Jahre 2002 begann sie aus Interesse an ihrer Familiengeschichte mit den Nachforschungen zu Manfred und Lili Pollatz, die sich aber zunächst weitgehend in einer bloßen Materialsammlung erschöpften. Glücklicherweise lebte aber damals noch Chris Holländer, eines der von Manfred und Lili in den Niederlanden geretteten Kinder, mit dem Gespräche aufgezeichnet werden konnten. Und auch mit dem 2006 verstorbenen amerikanischen Historiker Hans A. Schmitt, selbst ein von Quäkern 1933 aus Deutschland gerettetes Kind, der 1997 eine sehr lesenswerte, leider nicht ins Deutsche übersetzte Studie „Quakers and Nazis“ veröffentlicht hatte, die auch schon vergleichsweise ausführliche, wenn auch im Details nicht immer zutreffende Informationen zu Manfred und Lili Pollatz enthält, konnte die Autorin noch korrespondieren. Er stellte ihr sein gesamtes Material, auch seine Aufzeichnungen seiner Gespräche mit geretteten Kindern, zur Verfügung.

Erst Anfang 2011 konkretisierte sich dann der Plan, eine Biografie von Manfred und Lili Pollatz zu schreiben, die sowohl ihre familiären Wurzeln als auch ihre Verankerung im Quäkertum angemessen berücksichtigen soll. Es folgten intensive Archiv- und Literaturrecherchen und die Erkenntnis, wie vielschichtig die Lebensgeschichte von Manfred und Lili Pollatz ist. So werden Leser und Leserin nicht nur – wie eingangs in diesem Vorwort schon gesagt – eine Rettungs-, eine Liebes- und eine spannende Familiengeschichte zu lesen bekommen, sondern auch von einer emanzipierten jungen

Frau erfahren, die eine der ersten Studentinnen an der Universität Leipzig war, und von einem jungen Mann hören, der in einer Schule aufwuchs und – durch einen Unfall in früher Kindheit schwer traumatisiert – später durch diese junge Frau seine Berufung finden sollte. Ihr Rettungswerk – auch das wurde oben schon angedeutet – bezahlten in einem weiteren Sinne alle Mitglieder der Familie Pollatz mit ihrem Leben, auch wenn nur der Sohn Karl Heinz ein direktes Opfer der Nationalsozialisten wurde. Zu versuchen, auch diese Geschichte dieses großen über zwei Generationen wirkenden Verlusts nachzuzeichnen, versteht die Autorin als Auftrag und Vermächtnis im Andenken an Manfred, Lili, Marianne, Inge, Karl Heinz und Rosemarie Pollatz.

Vor-an-gestellt



Am 15. Januar 1923 feierte der in Dresden lebende Hofrat Professor Rudolf Pollatz seinen 85. Geburtstag, versammelte zu diesem Anlass noch einmal alle seine Kinder- und Kindeskinde um sich und ließ sich ordensgeschmückt in der Mitte thronend, an seiner Seite seine Frau Celestine, in ihrem Kreis ablichten: Links von seiner Frau platziert war sein älterer Sohn Walter, ein promovierter Chemiker, damals technischer Fabrikleiter in den Vereinigten Chemischen Fabriken Leopoldshall, zur Rechten des Hofrats saß Walters Frau Frida. In der letzten Reihe sind die drei Töchter des Hofrats aufgereiht: von links nach rechts Paula, damals schon 53 Jahre alt, dann rechts neben der Frau in Schwestertracht (einer Enkelin) seine Tochter Celeste (damals etwas über 38 Jahre) und schließlich Edith, fast 43 Jahre alt. Neben ihr stehen Manfred Pollatz, am 21. Oktober 1886 als der jüngste in der Geschwisterreihe geboren, und seine Frau Lili, mit der er seit noch nicht ganz sieben Jahren verheiratet war und vier Kinder hatte. Diese sitzen dem Patriarchen zu Füßen: Marianne die älteste links, sechs Jahre alt, neben ihr der einzige Sohn Karl Heinz, damals fast vier, und auf dem Stuhl Inge, fast fünf Jahre alt. Nur die erst neun Monate alte Rosemarie fehlt auf dem Foto. Alle bisher noch nicht Genannten auf dem Foto sind Kinder von Walter und Frida, die für die damalige Zeit ungewöhnlich früh geheiratet hatten und dem Hofrat insgesamt

sechs Enkel geschenkt hatten, von denen einer allerdings schon als Kleinkind gestorben war: ganz links außen sitzend Walter und Fridas jüngste Tochter, wieder eine Celeste, stehend hinter ihr mit dem Stirnreif die älteste Tochter Elly, daneben (schräg vor Paula) Hertha, dann in Schwesterntracht Erna und zwischen seinen Tanten Celeste und Edith der Sohn Rudolf. Von den direkten Nachkommen von Rudolf und Celestine Pollatz fehlen die beiden schon vor 1923 verstorbenen Kinder des Hofrats (Martha und Rolf), ansonsten aber hat man abgesehen von Baby Rosemarie und Ellys Ehemann Paul Kosch auf diesem Foto die ganze große Familie auf einen Blick.

Darüber hinaus aber verrät das Foto noch mehr über die Familie, aus der Manfred Pollatz stammte und in der er zeitlebens verwurzelt blieb: „Es ist ja schliesslich der Hafen aus dem mein Lebensschifflein ausfuhr“, schrieb er später einmal in einem Brief an seinen Bruder Walter. Deutlich sichtbar ist an den Gemälden, dem teuren Porzellan, der bedruckten Glückwunschscheife für den ehemaligen Leiter einer Militärvorbereitungsanstalt, der selbstverständlich auch in der neuen Republik noch seine Orden anlegte, ja an dem Fotoarrangement selbst der großbürgerliche Hintergrund der Familie, den man trotz aller objektiv herrschenden materiellen Not auch auf den Höhepunkt der Inflation noch immer würdevoll repräsentierte. Dem „Hofrat“, wie er in der Familienüberlieferung bis heute titulierte wird, sieht man auf diesem Foto schon die Unbeweglichkeit des Alters an (er hatte 1921 einen Schlaganfall erlitten und war gegen Ende seines Lebens – er starb etwas mehr als drei Jahre nach diesem Foto – fast vollständig erblindet). Tatsächlich aber war er zeit seines Lebens ein sehr geselliger, offener, herzlicher Mensch. Manfred Pollatz schrieb einmal über den Vater, dass dieser – symbolisch für sein ganzes Wesen – immer vergessen habe, seinen Mantel zuzuknöpfen. Damen hätten ihm dann sagen müssen „Herr Hofrat, so geht es nicht!“ und ihm den Mantel zugeköpft. „Vielleicht“, so Manfred, „lag es bei ihm daran, dass er wirklich keine ‚zugeknöpfte‘ Natur war.“

Auffällig ist auch die für die damalige Zeit für eine Frau ihres Alters sehr ungewöhnliche Kurzhaarfrisur von Celestine Pollatz, die diese schon als junge Frau zu ihrem „Markenzeichen“ gemacht hatte. Denn durch einen schweren Typhusanfall in Konstantinopel (dem heutigen Istanbul), wo ihr Vater vor 1866 für den sächsischen Staat als Diplomat tätig gewesen war, hatte sie ihre schönen langen Haare verloren und blieb seitdem bei einer damals nach dem römischen Kaiser als Tituskopf bezeichneten Frisur. Diese Frisur war am Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland einmal sehr modern gewesen, aber natürlich nicht für Frauen, sondern für Männer, was von der inneren Unabhängigkeit der „Frau Hofrätin“ zeugt, die auch beruflich zeit ihres Lebens immer tatkräftig an der Seite ihres Mannes war.

„Mutter“, so charakterisierte sie Manfred Pollatz in einem Brief an seinen Bruder Walter, „war die geborene Repräsentantin, sie hätte auch von Adel sein können, gesellschaftlich fabelhaft, dabei auch mit einer absolut wirkenden Fähigkeit, jemanden in Distanz zu halten. Dabei besass sie einen ganz entzückenden Charme, den liebte ich an ihr besonders und ich habe ihr oft gesagt ‚Du bist wirklich von Minna von Barnhelms Wesen‘. Und das Drollige, letztlich aber wie ebenso bei allen wahrhaft

geburtsmässig ‚adligen‘ Frauen, fast möchte ich sagen ‚Damen‘ im Sinne der ‚lady‘, ist jene Einfachheit, wenn es sie ganz allein betraf. Fern von den gesellschaftlichen Verpflichtungen ihres übrigen Lebens. [...] Diese ursprüngliche Einfachheit kam in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens noch klarer zum Ausdruck, wo sie nicht mehr durch die geschäftlichen wie gesellschaftlichen Verpflichtungen so in Anspruch genommen war und nun nicht mehr ‚Frau Hofrat‘ repräsentieren musste, sondern eben unsere Mutter war und wo ihr jene allem rein Zeitbedingten enthobene Harmonie des Herzens (trotz aller materiellen Not, trotz des Leides um Martha und um unsre so hart schicksalgeprüfte Schwester Paula) zu eigen war, jene reine Menschlichkeit, wie sie mir in früher Jugend aus der Stube unsrer alten Grossmutter entgegenstrahlte.“

Manfred fühlte sich, wie er schrieb, der zurückhaltenden Art seiner Mutter näher als dem lebendigen, anregenden, oft den Mittelpunkt „frohgestimmter Kreise“ bildenden Wesen des Vaters. Wenn man sich das Foto ansieht, ist zumindest die äußere Ähnlichkeit von Manfred mit seiner Mutter augenfällig und seine aufrechte Körperhaltung, die ihn bis ins hohe Alter auszeichnete, lässt sowohl seine eigene innere Vornehmheit erahnen wie auch seine Fähigkeit, andere auf Abstand zu halten, so dass es trotz seiner zeitlebens den Menschen zugewandten Tätigkeit als Lehrer nicht immer einfach war, ihm nahe zu kommen.

Neben Manfred, der damals bereits seit zwei Jahren als Studienrat an der Landesschule Dresden tätig war, steht seine Frau Lili, gekleidet in ein (vielleicht selbstgeschneidertes) Kleid, das zumindest entfernt an ein Dirndl erinnert und ihre bayrische Herkunft (ihre Familie stammte aus Augsburg) ahnen lässt. Auf dem Foto ist sie neben Walters Frau Frida die einzige nicht direkt von dem Jubilar abstammende nur angeheiratete „Fremde“, und man kann wohl sagen, dass Lili tatsächlich immer ein wenig fremd in dieser Familie blieb. Oder anders ausgedrückt: Lili brachte in diese Familie ein die Pollatzschen Familienmitglieder wahrscheinlich eher irritierendes Element, nämlich echte ursprüngliche Religiosität, die auch den Bruch mit der Kirche nicht scheute. Obwohl offene Ablehnung innerhalb der Familie nie und nirgends überliefert ist, fand eine solche Haltung bei den Pollatzens, für die als aufrechte lutherische Protestanten Religion ohne Kirche undenkbar war, wohl eher wenig Verständnis und so ließ sich nur Manfred von Lili auf ihrem Weg zu den Quäkern mitnehmen. Im Gegensatz zu der gesetzten und ordentlichen Haltung nicht nur Manfreds und Lilis, sondern der gesamten Festgesellschaft wirken zumindest die beiden Kinder zu Füßen des Jubilars fast ein wenig verwildert – wie direkt aus der Waldschule entlaufen, die Manfred und Lili Pollatz in ihrem Haus in Klotzsche (bei Dresden) während des Ersten Weltkrieges betrieben hatten: Auf Karl Heinz' kurzen Hosen und den darunter getragenen Strumpfhosen vermeint man noch die Schmutzflecken vom Spielen im Garten zu sehen (obwohl damals Januar war).

Am oberen Bildrand stehen aufgereiht Manfreds ältere Schwestern (von links nach rechts Paula, Celeste und Edith), die alle drei unverheiratet geblieben waren, obwohl sie in ihrer Jugend vor allem unter den Schülern ihres Vaters zahlreiche Verehrer gehabt hatten. Paula betrieb schon seit Kriegszeiten eine Fremdenpension in Dresden,

ihre Schwester Celeste, die wegen eines Hungerzusammenbruchs auf offener Bühne während des Ersten Weltkriegs ihre Opernkarriere hatte aufgeben müssen, wohnte noch mit den Eltern zusammen und schlug sich als Gesangslehrerin durch, und nach dem Tode der Eltern 1926 versuchte auch Edith mit einer Ferien-pension Geld zu verdienen, womit sie wegen des ihr gänzlich fehlenden Geschäfts-sinns grandios scheiterte. Ein einigermaßen geregelter, wenn auch nicht großes Einkommen aber hatten alle drei Schwestern und zu Lebzeiten auch noch der Hofrat und seine Frau nur durch die Mieteinnahmen aus dem von Rudolf Pollatz erbauten, ursprünglich die Militärvorbereitungsanstalt und zugleich die Wohnung der Familie beherbergenden stattlichen Haus in der Marschnerstraße in Dresden – alles Zeichen dafür, dass das auf dem Foto noch einmal ausgestellte Großbürgertum zumindest materiell gesehen nur noch Fassade war. Manfred hatte in seinem oben zitierten Brief sogar , von „materieller Not“ gesprochen.

Noch etwas ist auffällig an diesem Foto, nämlich die verblüffende Ähnlichkeit zwischen Manfred und seiner Nichte Elly, die beide im Halbprofil dieses Foto fast wie zwei Säulen umrahmen. Diese äußere Ähnlichkeit zwischen den beiden verlor sich auch im Alter nicht. „Manfred ist knapp 14 Jahre älter als ich“, schrieb Elly am 18. September 1964, kurz nach Manfreds überraschendem Tod an ihre Tochter Sigrid. „Das war gar nichts. Er war mir kein Onkel – er war mir Kamerad – wesensverwandt, glaube ich.“

Werfen wir einen Blick in die Damals-noch-Zukunft der Familie und betrachten wir die Menschen auf dem Foto ein Vierteljahrhundert später: Im Januar 1948, fast drei Jahre nach der Zerstörung Dresdens und zweieinhalb Jahre nach dem Ende des Krieges, war auch in dieser Familie wie in ungezählten anderen Familien in ganz Europa nichts mehr wie zuvor: Paula war im Januar 1945 gestorben („unsere so hart schicksalgeprüfte Schwester Paula“, hatte Manfred an Walter geschrieben, litt an einer Krankheit, die sie nach und nach erblinden ließ), alle anderen Familienmitglieder, die in Dresden wohnten, verloren bei den großen Bombenangriffen am 13. und 14. Februar 1945 ihre Wohnungen, auch die ehemalige Militärvorbereitungs-anstalt brannte völlig aus, doch: Alle überlebten die Angriffe. Was niemand zu diesem Zeitpunkt wusste, war, dass Ellys Bruder Rudolf genau am Tag des Angriffs auf Dresden bei Stettin gefallen war. Hertha wurde am letzten Kriegstag vor den Augen ihrer erstarrten Eltern von russischen Soldaten vergewaltigt und so stark verletzt, dass sie danach nie wieder ohne Beschwerden gehen konnte. Celeste hatte wegen der unglücklichen Liebe zu einem ihrer Lehrer als junges Mädchen mit der Pistole ihres Vaters einen Selbstmordversuch unternommen und litt seitdem unter heftigen Kopfschmerzanfällen, hervorgerufen durch im Kopf herumirrende Knochensplitter. 1940 war sie dann von einem verheirateten Mann schwanger geworden und bekam einen Sohn. Der Mann ließ sich scheiden und heiratete Celeste. Doch nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft ließ er sich auch von Celeste scheiden, um seine frühere Frau erneut zu heiraten. Sie zog ihren Sohn als alleinerziehende Mutter auf. Erna, die, wie man auf dem Foto sieht, Säuglingsschwester war, hatte zwei

Monate nach der Geburtstagsfeier ihres Vaters im Mai 1923 den mehr als zwanzig Jahre älteren Goldmann Schlesinger geheiratet, der sie für die Versorgung seiner beiden Kinder (seine Frau war bei der Geburt der Tochter gestorben) in seine Familie geholt hatte. Dank ihres kampfesmutigen Wesens war es ihr gelungen, ihren jüdischen Mann und seine beiden „halbjüdischen“ Kinder heil durch die NS-Zeit zu bringen. Dabei hatte sie ursprünglich selbst mit der NSDAP geliebäugelt und war 1931 sogar in die Partei eingetreten, die sie aber direkt nach dem Beginn der staatlichen Judenverfolgung im Mai 1933 wieder verließ. Doch trotz aller Bemühungen Ernas war Goldmann kurz nach dem Krieg erschöpft durch die Strapazen der vergangenen Jahre nach einer Operation im Alter von 68 Jahren gestorben.

Auch Lili war tot (sie starb am 1. März 1946); Manfred war, weil die Zufluchtsstätte, die er und Lili in ihrem Haus im niederländischen Haarlem für jüdische Kinder geschaffen hatten, verraten worden war, im Konzentrationslager gewesen; Karl Heinz, der sich an die Front gemeldet hatte, um die Entlassung seines Vaters aus dem KZ zu erreichen, galt als vermisst, und Manfred und seine drei Töchter lebten nach dem Krieg unter äußerst prekären Verhältnissen in ihrem Haus in Haarlem, das in den letzten Kriegstagen noch von der Gestapo besetzt gewesen war. Aus dem holländischen Exil, in das Manfred und Lili aus Abscheu vor dem Nationalsozialismus schon 1934 ihre Kinder in eine vermeintliche Sicherheit gebracht hatten, sollten weder Manfred noch seine drei Töchter jemals wieder dauerhaft nach Deutschland zurückkehren.

Mitte Januar 1948 war auch Ellys Mann Paul Kosch tot, gestorben am 4. Januar 1948 im sowjetischen Speziallager Buchenwald – nur dass Elly und ihre drei 1924 und 1925 (Zwillinge) geborenen Töchter davon nichts wussten. Erst Jahrzehnte später, lange nach Ellys Tod 1968, sollte die Familie erfahren, dass Paul Kosch Opfer einer der vielen willkürlichen Verhaftungsaktionen geworden war, derer man in der sowjetischen Zone in den ersten Jahren nach dem Krieg jederzeit gewärtig sein musste. Elly, die am 10. November 1938, als auch in Dresden wie überall die Synagogen brannten, ihre Töchter an die Hand genommen und ihnen mit den Worten „Vergesst das nie! Für dieses Verbrechen werden wir alle zur Verantwortung gezogen werden!“ die brennende Synagogenruine gezeigt hatte, hatte erleben müssen, dass ihr Mann, der wider Erwarten heil aus dem Krieg zurückgekehrt war, an einem strahlenden Sommertag im Juli 1946 von zwei Zivilisten, die sich nicht auswiesen, abgeholt worden war. Seitdem war sie ohne jede Nachricht von ihm. Auch dieses ihr gesamtes weiteres Leben überschattende Ereignis verband sie über alle trennenden Erfahrungen hinweg mit ihrem Onkel Manfred. Denn auch Manfred wartete wie Elly auf ihren Ehemann in all den Jahren nach dem Krieg mit zwar stetig kleiner werdender, aber immer wieder aufflackernder Hoffnung auf die Wiederkehr seines Sohnes Karl Heinz: „Haben wir beide doch letztthin das tiefste Anliegen gemeinsam“, schrieb Manfred an Elly im Februar 1951, „den Wunsch, die Sehnsucht, die Hoffnung, daß unsere Lieben heimkehren. Dessen wollen wir immer gedenken, eins für den anderen, eins mit dem anderen.“

Zurück zum 85. Geburtstag des Hofrats Rudolf Pollatz: Das, was das Foto hier letztmalig im Bild festhält, die gesamte Familie mit dem Hofrat als dem Zentrum und

Mittelpunkt der Familie, das sollte im familiären Gedächtnis der Familie Pollatz noch Generationen später fest verankert bleiben. Nicht nur, dass Manfred Pollatz kein Jahr vergehen ließ, ohne des Geburtstages seines Vaters am 15. Januar zu gedenken, auch seine Töchter, die den Hofrat selbst nur als kleine Kinder erlebt hatten, setzten diese Tradition fort und feierten beispielsweise am 15. Januar 1967 (mehr als drei Jahre nach Manfreds Tod) den 129. Geburtstag ihres Großvater mit Kerzen vor seinem Bild. Auch den folgenden Generationen, den Kindern und Enkeln von Elly Kosch, war immer bewusst, dass ihr (Ur)Urgroßvater Rudolf Pollatz Hofrat und Leiter einer Militärvorbereitungsanstalt gewesen war, wobei allerdings den wenigstens klar gewesen dürfte, was das eigentlich war, eine Militärvorbereitungsanstalt.

Die Militärvorbereitungsanstalt von Rudolf Pollatz

Der Titel „Hofrat“ war Rudolf Pollatz erst im Jahre 1908 – auf Initiative der in seinem Institut unterrichtenden Lehrer – zu seinem 70. Geburtstag verliehen worden. Seine berufliche Laufbahn hatte der Sohn eines Tischlermeisters aus Bromberg nach einem Studium zunächst an der Universität Breslau, wo er von 1857 bis 1860 Mathematik und Naturwissenschaften studiert hatte, und einem sich daran anschließenden zweijährigen Studium der Geschichte und Sprachen in Berlin als Hauslehrer begonnen – ein damals nicht ungewöhnlicher Berufsstart für einen aus einem nichtakademischen Elternhaus stammenden Aufsteiger. Wahrscheinlich hatte Rudolf Pollatz auch schon während seines Studiums in Breslau und Berlin als Haus- oder Privatlehrer gearbeitet. Doch sicher wissen wir nur, dass er nach einem Studium im Jahre 1862 als Erzieher nach Dresden ging, und zwar in das Haus des Barons von Seydlitz-Kurzbach – einer wie Pollatz aus Schlesien stammenden Adelsfamilie, zu der nicht nur ein berühmter Kavalleriegeneral Friedrichs des Großen, sondern auch der sogenannte Geografie-Seydlitz gehörten, nach dessen Lehrbüchern Generationen von Schülern Erdkundeunterricht erhalten haben. In den folgenden Jahren unterrichtete Rudolf Pollatz in Dresden dann nicht nur die Söhne hochgestellter adeliger Familien (darunter beispielsweise den Sohn des sächsischen Oberhofmeisters August von Minckwitz), sondern war auch als Lehrer an verschiedenen privaten Schulinstitutionen wie beispielsweise der Naumann'schen Militärvorbereitungsanstalt tätig. Allgemein lässt sich beobachten, dass sich der Aufstieg aus den heute sogenannten bildungsfernen Schichten in die akademische Welt damals sehr häufig über den Lehrerberuf vollzog – das gilt sowohl für die sich zu Pollatz' Zeiten gerade erst ganz allmählich abzeichnende soziale Öffnung der Universitäten für die Söhne von Nichtakademikern als auch eine Generation später für die Ende des 19. Jahrhunderts mühsam erkämpfte Universitätsausbildung von Frauen, von denen viele entweder schon bei Aufnahme ihres Studiums Lehrerinnen waren oder es nach erfolgreichem Studium wurden. Der Lehrerberuf lag daher für jemanden wie Rudolf Pollatz relativ nahe. Weniger nahe lag es jedoch für einen preußischen Bromberger, der auch nur an preußischen Universitäten studiert hatte, sich die Hauptstadt des Königsreichs Sachsen Dresden als neue Heimat zu wählen. Wenn man der Aussage seiner späteren Frau trauen darf, muss es sich dabei um so eine Art Liebe auf den ersten Blick zu dieser als Elbflorenz in die Geschichte eingegangenen Stadt gehandelt haben. Rudolf Pollatz, so seine Frau, hatte die Stadt während einer Ferienreise kennengelernt „und sofort erwachte in ihm der frische Wunsch, einst in Dresden leben zu können.“ Dieser Wunsch ließ sich nun mit der Erzieherstelle bei Baron von Seydlitz, zu dessen Familie er vielleicht schon in Berlin Kontakt geknüpft hatte, realisieren, und Pollatz scheint diese Entscheidung nie bereut zu haben: Er schied aus dem preußischen Staatsverband aus, wurde Dresdner Bürger und sächsischer Staatsangehöriger und lebte bis zu seinem Tode 1926 in Dresden.

Trotz seiner geachteten Tätigkeit in sächsischen Adelsfamilien war es jedoch keineswegs ausgemacht, dass es dem „schlichten Hauslehrer“ Rudolf Pollatz vergönnt sein würde, die Tochter des angesehenen, aus Meißen stammenden Juristen Hermann Ernst Benisch zu heiraten, dessen Familie schon seit Generationen eng mit dem sächsischen Hof verbunden war. Hermann Ernst Benisch hatte 1838 Adolphine Bock, die Tochter eines wohlhabenden Rentiers, deren Taufpate der Turnvater Jahn gewesen war, geheiratet und hatte mit ihr zwei Söhne und vier Töchter, von denen die 1843 geborene Celestine die jüngste war. Mehrere Jahre seines Berufslebens war Benisch als Gesandtschaftsattaché für den sächsischen Hof in Konstantinopel (heute Istanbul), Kairo und Athen gewesen, so dass Celestine einen großen Teil ihrer Kindheit und Jugend im Orient verbracht hatte. „Nach den Erzählungen meiner Mutter“, so erinnerte sich ihr Sohn Walter später, „muß es eine wunderbare Jugendzeit gewesen sein, soundsoviel Monate in Konstantinopel, dann Athen, dann Kairo, Kamelpartien an die Pyramiden, jetzt sind die Sättel sicher bequemer, aber meine Mutter erzählte, daß die Kamele unregelmäßig mit den Beinen einknickten und man von rechts vorn nach links hinten flöge“, was „eine regelrechte Seekrankheit“ zur Folge gehabt hätte.

Spätestens Ende 1865 kehrte Ernst Benisch mit seiner Familie dauerhaft nach Deutschland zurück und ließ sich in Dresden zunächst als Advokat, wie es damals hieß, nieder. Doch kurze Zeit später machte man ihn – getreu der allgemeinen Überzeugung, dass ein Jurist eo ipso befähigt sei, jede hoheitliche Aufgabe wahrzunehmen, gleich in welchem Ressort – zum Postdirektor des kurfürstlichen Oberpostamtes Bautzen (Bautzen war die Hauptstadt des Markgrafentums Oberlausitz), was für das Brautpaar Rudolf Pollatz und Celestine Benisch die Zeit ihres langen Lebens unvergessliche Folge hatte, dass sie bei ihrer Hochzeit in einer „Staatspostgalakutsche mit fünf vorgespannten Pferden und hornblasendem Kutscher zur Kirche gefahren wurden.“

Wann genau sich Celestine Benisch und Rudolf Pollatz kennengelernt haben, wissen wir nicht. Sicher ist nur, dass Rudolf Pollatz mit Heinrich Benisch, dem zwölf Jahre älteren Bruder von Celestine, befreundet gewesen sein muss. Dieser war Bankier und hatte unvorsichtigerweise mit einer großen Summe für einen Freund gebürgt, die Bürgschaft wurde fällig und er machte Bankrott. Alle Freunde und Bekannten zogen sich daraufhin von ihm zurück, nur Rudolf Pollatz, der damals gerade sein Studium in Berlin beendet hatte, bot Heinrich seine geringen, natürlich nicht ausreichenden Ersparnisse zur Begleichung der Schulden an. Der Freundesdienst war allerdings vergeblich: Heinrich Benisch beging am 16. April 1862, erst 31 Jahre alt, Selbstmord. Celestine Benisch aber vergaß Rudolf Pollatz nie, was er für ihren Bruder zu tun bereit gewesen war, und nahm später seinen Heiratsantrag an.

1862 war Celestine Benisch 19 Jahre alt, ein Alter, in dem eine Verlobung damals durchaus denkbar und üblich war. Doch Rudolf Pollatz hatte sein Studium gerade erst beendet und hätte zu diesem Zeitpunkt keine Familie ernähren können. So kurz nach dem Tod des Bruders wird Rudolf Pollatz auch schon aus Pietätsgründen kaum um

Celestines Hand angehalten haben. Außerdem verbrachte sie in den folgenden Jahren noch immer mehrere Monate des Jahres mit ihrem Vater im Orient. Die offizielle Verlobung fand daher erst am 1. Januar 1866 statt, und die Hochzeit dann anderthalb Jahre später: „Am 24. Juni [1867], dem Tag der Sonnenwende, wo die Rosen blühen und die Sonne im Zenit steht, stand auch der gute Herr Rudolf im Zenit des von ihm erträumten und ersehnten Glücks, denn es war sein Hochzeitstag“, schrieb später Elisabeth Hagspihl, die Witwe seines Hausarztes und guten Freundes Robert Hagspihl, in ihren Erinnerungen. „Er führte die heissgeliebte Braut, Fr[äulein] Celeste Benisch heim. Sie stammte aus der alten Burggrafenstadt Meissen, war ein hübsches, junges, sehr kluges Mädchen, die ihr Lehrerinnenexamen glänzend bestanden hatte und mit ihren zwei älteren Schwestern [die dritte Schwester war bereits 1865 gestorben – C.T.] eine Mädchenschule mit Pensionat in Bautzen besass, an der sie jedoch ihrer Heirat wegen nur kurze Zeit wirkte.“

In der Tat kann die Beteiligung Celestine Benischs an der Mädchenschule ihrer Schwestern nur von sehr kurzer Dauer gewesen sein und betrug wahrscheinlich weniger als ein Jahr. Denn zum Zeitpunkt der Verlobung Neujahr 1866 war die Familie Benisch noch in Dresden, der Umzug nach Bautzen erfolgte also erst nach der Verlobung und im Juni des darauffolgenden Jahres wurde schon Hochzeit gefeiert. Doch Celestine Benisch, die seitdem sie 18 Jahre alt war, zumindest einzelne Schülerinnen unterrichtet hatte, ließ sich trotz ihrer geplanten Hochzeit nicht davon abhalten, in der Mädchenschule ihrer Schwestern weiter Unterrichtserfahrungen zu sammeln, was daraufhin deutet, dass sie von Anfang an in ihrer Ehe nicht nur ihre Aufgaben an Heim und Herd wahrzunehmen gedachte, sondern als die Frau eines Lehrers auch ihren Teil zu dessen beruflicher Arbeit beitragen wollte. Wahrscheinlich plante Rudolf Pollatz schon damals, sein Haus- und Privatlehrerdasein an verschiedenen Instituten gegen eine selbständige Lehrtätigkeit an einer eigenen Schule zu tauschen, um sich so eine Basis zu schaffen, auf der er hoffen konnte, eine Familie unterhalten zu können. Und seine Frau Celestine war bei diesen Plänen von Anfang an aktiv an seiner Seite.

Zunächst aber gingen Rudolf und Celestine Pollatz direkt nach der Hochzeit für ein gutes halbes Jahr nach Paris. Der Familienüberlieferung nach war einer der Grafen, bei denen Rudolf Pollatz Hauslehrer war, in diplomatischen Diensten nach Paris berufen worden und nahm das junge Paar – Rudolf war damals 29 Jahre alt und Celestine 24 – einfach mit. Für die weitgereiste Celestine, die aufgrund ihrer langjährigen Auslandserfahrungen fließend Französisch (die Diplomatensprache), aber auch Türkisch und Griechisch sprach, mag die glanzvolle europäische Metropole Paris verglichen mit den von der Hitze geplagten, wenig komfortablen Stätten ihrer abenteuerlichen Kindheit in Konstantinopel, Kairo und Athen vor allem eine angenehme, vielleicht sogar als luxuriös empfundene Abwechslung gewesen sein. Für Rudolf war es die erste große Auslandsreise, die er insbesondere nutzte, um sein Französisch aufzubessern. Für beide aber war diese Zeit in Paris eine Art ausgedehnte Hochzeitsreise, die ihnen ihr ganzes Leben lang unvergesslich blieb.

1868 kehrten Rudolf und Celestine Pollatz aus Paris nach Dresden zurück, im Mai 1868 wurde ihr erstes Kind geboren und 1869 gründete Rudolf Pollatz eine eigene Militärvorbereitungsanstalt (mit Pensionat), die zunächst in der Familienwohnung am Dippoldswaldaerplatz untergebracht war, wo das Ehepaar Pollatz über der Johannisapotheke eine Wohnung gefunden hatte.

„Militärvorbereitungsanstalt“ – das ist eine Bezeichnung, die sich heute nicht mehr von selbst erklärt, im Gegenteil sogar falsche Assoziationen wecken kann, weil sie an eine Art Kadettenanstalt denken lässt, in der Schüler gezielt auf eine militärische Karriere vorbereitet wurden. Dies traf – zumindest in dieser Verengung – auf die „Militärvorbereitungsanstalt Pollatz“ nicht zu. Bei der Schule von Rudolf Pollatz handelte es sich vielmehr um eine Einrichtung, in der Schüler auf verschiedene Schulabschlüsse oder Aufnahmeprüfungen vorbereitet wurden. Unter den Schülern, die die Pollatz-sche Anstalt besuchten, gab es zwar einige, die die Fähnrichsprüfung anstrebten, wieder andere wechselten nach ihrer Schulzeit bei Pollatz nicht an ein Gymnasium, sondern besuchten ein Kadettencorps, doch die meisten von ihnen bereiteten sich entweder auf die Aufnahmeprüfungen für eine Gymnasial- oder Real(gymnasial)-klasse oder aber auf die sogenannte Einjährig-Freiwilligen-Prüfung vor. Zwar ist letztere eine aus dem militärischen Bereich stammende Bezeichnung, der Abschluss diente aber in erster Linie der Verkürzung der Militärzeit und in der Regel nicht einer angestrebten dauerhaften Karriere in Heer oder Marine. Denn seit 1866 bestand in den deutschen Staaten, eine dann im 1871 begründeten Deutschen Kaiserreich in der Reichsverfassung festgeschriebene dreijährige Wehrpflicht. Ebenfalls in der Verfassung verankert war die aus den Wehrverfassungen der einzelnen Länder übernommene Regelung, dass junge Männer, die eine höhere Schulbildung und genügend finanzielle Mittel hatten, ihren Wehrdienst als sogenannte Einjährig-Freiwillige verkürzt auf ein Jahr ableisten konnten. Höhere Schulbildung hieß dabei mindestens sechs Jahre Mittelschule oder Gymnasium, woraus sich die in Deutschland auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg übliche Bezeichnung „Einjähriges“ für die Prüfung nach der zehnten Klasse, also unserem heutigen Realschulabschluss, ableitete. Finanziell gut gestellt mussten die Einjährig-Freiwilligen deshalb sein, weil sie keinen Sold erhielten und für ihre Militäruniformen selbst aufkommen mussten. Dafür durften sie nach einer sechswöchigen Grundausbildung außerhalb der Kaserne wohnen, nach dem Dienst Zivilkleidung tragen und – wichtig vor allem für künftige Studenten – Lehrveranstaltungen an der Universität besuchen.

„Jeder“, so schrieb Elisabeth Hagspihl, „gebildete junge Mann strebte danach, einjährig zu dienen, wozu er die vielseitigen Kenntnisse haben musste, um das sich daran knüpfende Examen zu bestehen. Viele versuchten an einer solchen Anstalt das Ziel zu erreichen, um nicht drei Jahre lang als gewöhnlicher Soldat dienen zu müssen. Das war ja ein großer Hemmschuh für viele Karrieren. Nun bei Pollatz kamen sie in die rechte Schmiede. Das Institut erreichte bald einen Ruf durch ganz Deutschland.“ Die „Militärvorbereitungsanstalt Pollatz“ können wir daher uns vielleicht am ehesten als eine Art „Paukschule“ vorstellen, in denen die Söhne zumeist gutsituierter

bürgerlicher und auch adliger Familien für die vor externen Kommission abzulegenden oben genannten Prüfungen fit gemacht wurden.

Rudolf Pollatz, so wieder Elisabeth Hagspihl, „war gewiss ein großer Pädagoge, aber ohne die Beihilfe seiner energischen, klugen und ehrgeizigen Frau, welche die Sache von Anfang an in großzügiger Weise auf den Damm brachte, wäre die Anstalt vielleicht kaum auf die Höhe gekommen, wie es Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts der Fall war. Sie ermunterte ihren etwas ängstlichen Mann stets und schlug vorteilhafte Pläne vor, die sie dann gemeinsam durchführten. Neben ihrem Gatten, der besonders Deutsch, Geschichte, Geographie gab, wurden die besten Lehrer und Professoren der Gymnasien und Kadettenschulen engagiert. Frau Celeste übernahm trotz der beiden Mädchen, die in den ersten Jahren geboren wurden [im Oktober 1869 war die zweite Tochter Paula geboren worden – C.T.] die französischen Stunden und entwickelte ein großes Direktionstalent für das Wirtschaftliche. Beköstigung war sehr gut und reichlich. Die Dienstboten wechselten dank der humanen und freundlichen Behandlung höchst selten und hingen sehr an ihrer guten Herrschaft, mit welcher sie oft nach ihrer Verheiratung noch jahrelang in herzlichem Verkehr standen. Für die jungen Pensionäre hatte sie eine zwar strenge, aber mütterlich sorgende Teilnahme und wachte gewissenhaft über ihrer Gesundheit. Alle fühlten sich wohl in ihrem Hause. Schon Anfang 1872 war es überall bekannt, daß die meisten, die das Freiw[illigen] Examen vor der Kommission bestanden hatten, Pollatzsche Schüler waren. Der Zulauf wurde stärker, sodaß drei Etagen in der Marienstraße gemietet wurden. Die neue Wohnung hatte einen hübschen Vorgarten, wo die drei Pollatzkinder, denn es war noch ein Knabe dazugekommen [Rudolf, genannt Rolf, geboren im Oktober 1871 – C.T.] spielen konnten.“

Abgesehen von ihrer Lehrtätigkeit und der Versorgung ihrer Kinder und Pensionatsschüler hatte Celestine natürlich auch noch gesellschaftliche Verpflichtungen zu erfüllen, die speziell für eine Privatschule, die ja auf die Anwerbung von Schülern angewiesen war, fundamental wichtig waren. Außerdem waren sie und ihr Mann vielfältig sozial engagiert, beispielsweise im Roten Kreuz, wo sie unter anderem die Gründung von Säuglingsheimen unterstützten. Celestine Pollatz war darüber hinaus Mitglied in der Réunion française, einer Art Vorläuferorganisation der Deutsch-französischen Gesellschaft, und organisierte seit 1873 ein französisches Kränzchen, in dem sich Franzosen und Deutsche trafen und „amüsant und charmant“ miteinander plauderten. Das war zwei Jahre nach dem Krieg gegen den französischen „Erbfeind“ keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Dazu kamen gemeinsame Unternehmungen mit Freunden, an denen Celestine Pollatz allein deshalb schon immer teilnahm, weil, wie Elisabeth Hagspihl schrieb, „für den guten Pollatz“ ein Vergnügen „ohne seine Celly“ undenkbar gewesen sei.

Rudolf und Celeste Pollatz ergänzten sich in ihren Eigenschaften und Fähigkeiten in äußerst glücklicher Weise: Ihrer äußerlich eher zurückhaltenden Art und ihrer energischen Tatkraft, mit der sie im Hintergrund wirkend, aber äußerst effektiv das Geschick von Familie und Schule maßgeblich mit gestaltete, korrespondierte seine

herzlich gesellige Art: „Bei ihm hieß es ‚Greift nur hinein ins volle Menschenleben und wo ihr's packt, da ist es interessant.‘ Dazu war er höchst temperamentvoll und lebhaft, und für alles Gute und Schöne begeistert, voll Enthusiasmus und jugendlichem Feuer, hatte ein warmes Herz und edlen Sinn. Stets hilfsbereit, nicht nur für seine Freunde, sondern für alle, die ihm nahten und Trost und Rat brauchten. Trotz seiner angestrengten Tätigkeit war ihm kein Weg zu lang, kein Schreiben zu mühsam, wenn es galt, Bittgesuche, Auskünfte oder vorteilhafte Vermittlungen einzulegen. Ja, selbst pekuniäre Opfer scheute er nicht, soweit es ihm die eigenen Mittel erlaubten.“ Obwohl Elisabeth Hagspihl davon nichts gewusst haben wird, klingt letzteres wie eine Reminiszenz an das Angebot Rudolf Pollatz' an Celestines unverschuldet in finanzielle Not geratenen älteren Bruder, das ihm letztlich den Weg zu ihrem Herzen geebnet hatte.



Rudolf und Celestine Pollatz vor 1880

Doch trotz aller Harmonie zwischen den Eheleuten und trotz ihres weitgehend

erfolgreichen gemeinsamen beruflichen Handelns war es keineswegs immer einfach, mit einer Privatschule, wie sie die Pollatzens betrieben, eine so große Familie – insgesamt hatten sie schließlich sieben Kinder – zu ernähren und auszubilden. Denn der Aufbau und Unterhalt einer solchen Privatschule bedeutete eine ständige finanzielle Unsicherheit, da die Einnahmen mit den Schülerzahlen von Jahr zu Jahr erheblich schwanken konnten. „Es konnte sein“, erinnerte sich der 1877 geborene Sohn Walter später, „daß [mein Vater] in dem einen halben Jahr ein sehr gutes Einkommen hatte und im nächsten Jahr trotz sehr guter Examina der Besuch der Schule so schlecht war, daß die Ausgaben nicht gedeckt werden konnten und von der Bank ein Hunderter nach dem anderen abgeholt werden mußte.“

In den Anfangsjahren hatte die Militärvorbereitungsanstalt durchschnittlich nur etwa 20 Schüler, doch auch auf dem Höhepunkt ihres Bekanntheitsgrades schwankten die Schülerzahlen zwischen 40 und 100, und das manchmal innerhalb eines Jahres. Die Pollatzens hatten daher nicht nur nie ein sicher kalkulierbares Einkommen, sondern mussten sich auch in ihrem Unterrichtspensum und bei der Einstellung ihrer Lehrer halbjährig auf ständig wechselnde Gegebenheiten einstellen. Es verwundert daher nicht, dass bis auf wenige Ausnahmen auch das Lehrpersonal an der Militärvorbereitungsanstalt Pollatz ständig wechselte, dass es sich dabei häufig um Lehrer am Beginn ihrer Ausbildung (noch vor dem Examen) handelte, die nach ihrer „Lehrzeit“ bei Pollatz an eine staatliche oder städtische Schule gingen, und dass es auch einige Lehrer an der Schule gab, die im Examen gescheitert waren. Nachdem von Seiten des Ministeriums Lehrern an städtischen und staatlichen Schulen das Unterrichten an Privatanstalten untersagt worden war (zuvor war es durchaus üblich gewesen, dass Lehrer an mehreren Schulen gleichzeitig unterrichteten, wovon auch die Pollatzsche Militärvorbereitungsanstalt profitiert hatte), hatte Rudolf Pollatz daher erhebliche Probleme, qualifizierte Lehrer für seine Schule zu gewinnen. Im Mai 1902 drohte ihm sogar einmal die Entziehung der staatlichen Konzession, weil keiner (!) – auch er selbst nicht – der bei ihm beschäftigten Lehrer eine staatliche Lehrerprüfung vorzuweisen hatte. Schon als Rudolf Pollatz 1896 für seine Schule, die zu diesem Zeitpunkt schon 25 Jahre bestand, die staatliche Konzession beantragt hatte, für die das Lehrerexamen eigentlich Voraussetzung war, hatte das Ministerium nur wegen seiner pädagogischen Fähigkeiten und weil die Schule schon so lange bestand, über die fehlende Prüfung hinweggesehen. Nun behielt Rudolf Pollatz seine Konzession nur mit Rücksicht auf „den unendlich fleißigen Direktor“ und das Ministerium setzte ihm eine Frist von drei Jahren, um ein Lehrerkollegium zusammenzustellen, von dem mindestens ein Drittel staatlich geprüft worden sei.

Die drohende Entziehung der Konzession wird wahrscheinlich auch der Grund gewesen sein, warum seit 1902 nicht nur Celestine Pollatz, damals schon fast 60jährig, wieder Unterrichtsverpflichtungen übernahm (was für eine verheiratete Frau ihres Alters damals mehr als ungewöhnlich war), sondern auch deren ältere Schwester Anna, die damals sogar schon 63 Jahre alt war, an der Pollatzschen Anstalt tätig wurde. Denn beide Schwestern waren im Besitz einer Lehrerinnenprüfung. Anna

Benisch, eine der beiden Schwestern, mit der Celestine vor ihrer Ehe die Mädchenschule in Bautzen betrieben hatte (die zweite Schwester war im August 1878 gestorben), war unverheiratet geblieben. Tante Annette, wie sie in der Familie genannt wurde, hatte in gewisser Weise das abenteuerliche Leben ihrer Jugend fortgeführt, indem sie zwei Jahrzehnte als Hausdame und Erzieherin in der Familie eines reichen griechischen Großindustriellen gewirkt hatte, der abwechselnd in Athen, Kairo und Paris lebte und dessen drei Kinder sie großzog. Nach diesem „schönen interessanten Leben“ war aber auch sie nach Dresden zurückgekehrt, wo ihr nur ein Leben in einem Lehrerinnenheim für unversorgte alte Lehrerinnen blieb. Dadurch, dass sie nun einige Stunden an der Schule ihres Schwagers unterrichtete, kam nicht nur ein wenig Abwechslung in ihr Leben, sondern sie konnte damit zugleich ihr kärgliches Taschengeld, das ihr nach Abzug der Ausgaben für Wohnen und Essen blieb, aufbessern.

Bei den Absolventen der Pollatzschen Anstalt handelte es sich in der Mehrzahl um Schüler, die zuvor an einer normalen Schule gescheitert waren oder aus den unterschiedlichsten Gründen das geforderte Schulpensum in kürzester Zeit absolvieren wollten oder mussten, wobei die Pollatzsche Anstalt – wie die zahlreichen Schreiben dankbarer Eltern zeigen – diesbezüglich offensichtlich sehr erfolgreich war. Besonders stolz war Pollatz darauf, dass bedeutende Adelsfamilien ihm immer wieder ihre Söhne anvertrauten, darunter beispielsweise die Familie von Planitz, die von 1891 bis 1902 in Sachsen den Kriegsminister stellte, oder die Häuser Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin. So bereitete Rudolf Pollatz beispielsweise den Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der dann von 1912 bis 1914 der letzte Gouverneur der deutschen Kolonie Togo und von 1949 bis 1951 erster Präsident des Deutschen Olympischen Komitees war, auf das Abitur vor. Am nachhaltigsten in der Familie Pollatz aber wirkte dessen jüngerer Bruder Heinrich, der im November 1894 seine Fähnrichsprüfung abgelegt hatte und auch noch nach seiner Schulzeit engen persönlichen und brieflichen Kontakt zur Familie Pollatz hielt. 1901 heiratete Heinrich die niederländische Königin Wilhelmina, was Rudolf Pollatz nicht nur 1906 einen niederländischen Orden (verbunden mit der Pension eines holländischen Kolonialoffiziers) einbrachte, sondern in den Notzeiten während und nach dem Ersten Weltkrieg auch Lebensmittelpakete und kleinere Geldzuwendungen (Devisen), die der Familie während der Inflationszeit das Überleben sicherten.

Die Ehe von Rudolf und Celestine Pollatz hielt bis zum Tod von Celestine 1925 über 58 Jahre. Ein halbes Jahr nach Celestine starb auch Rudolf – ein weiteres Zeichen dafür, wie eng die Ehepartner miteinander verbunden waren. Ihre im Jahre 1900 geborene Enkelin Elly Kosch erinnerte sich später an eine von ihr als Kind beobachtete häufige Geste zwischen den Eheleuten, die diese Verbundenheit in besonderer Weise ausdrückte: „Immer sehe ich als Kind – von weitem – im weißen Zimmer unter Gästen ihre Hand auf seinem dunklen Ärmel: ‚Das dankt ihr Rudolf‘ und sofort so gütig seine Hand auf ihrer: ‚Nein – alles kommt von meiner Cel‘.“

Dieses Modell einer Ehe, die zugleich Liebes- und Lebens-, aber auch Arbeits-

gemeinschaft war, sollte Manfred Pollatz später von seinen Eltern übernehmen und es bis in die Verbindung von Schul- und Familiengemeinschaft hinein kopieren. Und es waren die väterlich-familiären Kontakte zum Prinzen Heinrich der Niederlande, die Manfred und Lili Pollatz 1934 maßgeblich bestimmten, Holland als ihr Emigrationsland zu wählen.

Aufgewachsen in einer Schule – Manfred Pollatz



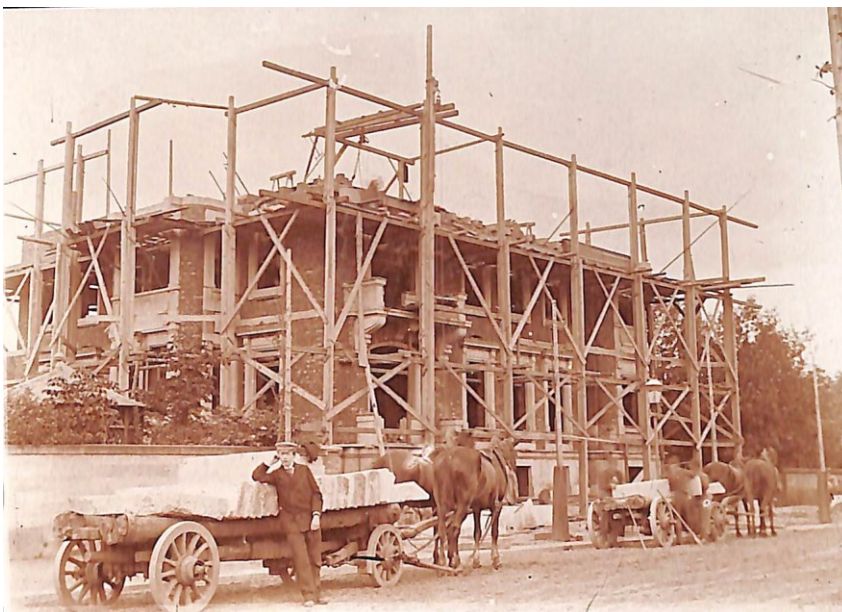
Manfreds Großmutter, Adolphine Benisch, die nach dem Tod ihres Mannes im Juni 1883 in der Familie ihrer Tochter lebte, mit ihren sieben Enkeln. Von links nach rechts: Edith, geb. 1880, Rolf, geb. 1871, Paula, geb. 1869, Celeste, geb. 1884, Martha, geb. 1868, rechts neben der Großmutter stehend Walter, geb. 1877, und auf ihrem Schoß Manfred als Baby, geb. 1886, wahrscheinlich aufgenommen bei Manfreds Taufe.

Manfred war das jüngste der sieben Pollatzkinder und Celestine Pollatz bei seiner Geburt schon 43 Jahre alt. Drei Kinder hatte sie in den ersten vier Ehejahren geboren, dann nach einer Pause von sechs Jahren noch einmal vier Kinder (die damals nicht seltenen Fehlgeburten nicht mitgerechnet). Über zwanzig Jahre lang war sie neben ihrer Tätigkeit in der Schule ihres Mannes entweder schwanger und/oder hatte für Säuglinge und Kleinkinder zu sorgen. Daneben kümmerte sie sich auch noch um den 1862 geborenen Sohn Otto ihrer 1878 nach langer Krankheit an Tuberkulose verstorbenen Schwester Bianca, den die Pollatzens bei sich aufgenommen hatten, bis er als Seemann bei der Handelsmarine auf eigenen Füßen stand.

Ein Jahr nach Manfreds Geburt zogen Familie und Schule noch einmal um (von der Marienstraße in die Bürgerwiese), bis 1895 endlich das eigene repräsentative Haus in der Marschnerstraße 3 fertiggestellt war, das genügend Platz und Komfort für Familie und Schule bot.



Familie Pollatz vor der Baustelle Marschnerstraße, um 1894. Ganz links außen Celeste Pollatz mit ihren Eltern Rudolf und Celestine; rechts neben Celestine Pollatz ihre Schwester Anna Benisch, die an der Pollatzschen Militärvorbereitungsanstalt unterrichtet; in der Mitte sitzend deren Mutter Adolphine Benisch mit Manfred Pollatz im Arm, rechts neben ihm Paula Pollatz (eingehakt wahrscheinlich bei ihrem Onkel Otto Richard Benisch, dem verwitweten Bruder ihrer Mutter) und hinten der Junge mit der Schüler-mütze ist Walter Pollatz. Alle anderen Personen sind nicht sicher identifizierbar.



Und hier noch ein Foto von der Baustelle in Aktion. Gegen den Wagen gelehnt wieder Walter Pollatz.



Die nach der Fertigstellung des Hauses Marschnerstraße 3 angefertigte Werbepostkarte.

Die Schule bestimmte das gesamte Leben der Pollatzkinder, die ja nicht nur den Unterricht im eigenen Haus miterlebten, sondern auf engstem Raum mit den Pensionärsschülern, zum Teil mit diesen in einem Zimmer, zusammenlebten. Auch an den sportlichen Aktivitäten, den Ausflügen und Überlandfahrten, die in der Pollatzschen Schule regelmäßig unternommen wurden, nahmen die Pollatzkinder (und später auch die Enkel) selbstverständlich teil, wobei die Töchter Pollatz darüber hinaus, sobald sie alt genug dafür waren, fest in die Versorgung der Schüler eingebunden waren. Denn Celestine Pollatz hätte ohne die tatkräftige Hilfe und Unterstützung ihrer Töchter Martha und Paula und später auch Edith und Celeste den Schulbetrieb nicht bewältigen können.



Ausflug der Pollatzschule um 1897 (Manfred Pollatz ganz links, unten sitzend Paula, daneben Rudolf und Celestine Pollatz, hinter ihnen stehend Martha und ganz hinten halb verdeckt mit Hut Edith); auf dem Foto daneben Manfred Pollatz mit seinen Schwestern Martha und Paula beim Criquetspielen mit Schülern um 1899.

In den Dankschreiben der Schülereltern, die Rudolf Pollatz erhielt, findet man denn auch Lobeshymnen, die der gesamten Familie gelten. „Was ist meinem Jungen dieses Haus, was sind Sie ihm, Hochverehrtester, was sind ihm Ihre Lieben ge-wesen!“, schrieben etwa die Eltern von Fritz Lehmann, der aus einem kleinen Ort bei Graz für zwei Jahre nach Dresden an die Pollatzsche Schule gekommen war. Die Schreiben lassen die warmherzige Atmosphäre aufscheinen, die im Hause Pollatz herrschte und die Schüler in der gleichen Weise umschloss wie die eigenen Kinder. Für die Töchter bedeutete ihr Eingebundensein in den Schulbetrieb allerdings, dass sie bis auf die Jüngste, Celeste, die immerhin eine Gesangsausbildung absolvierte, nach der üblichen Schulausbildung und einem mehrmonatigen dem Spracherwerb dienenden Pensionatsaufenthalt im Ausland keine weiterführende Ausbildung erhiel-ten. Ohne Ehemann und eine eigene Familie blieb ihnen daher nach der Übergabe der Schule an einen familienfremden Leiter nur eine Tätigkeit in genau dem Bereich, der ihnen von Jugend an zugewiesen worden war. Das ist der Grund, warum sowohl Paula als auch Edith eine Fremdenpension betrieben, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Auch dieses Modell eines „Familienbetriebs“ sollte Manfred Pollatz später bis ins Detail kopieren, indem auch er seine drei Töchter in der gleichen Weise wie seine Eltern in seine Heimschule für jüdische Kinder in Haarlem einspannte. Dass auch seine Töchter keine familienunabhängige weiterführende Ausbildung erhielten, die ihnen später ein finanziell gesichertes Leben ermöglicht hätte, lag sicher auch an den schwierigen Gegebenheiten des Exils und daran, dass für das Rettungswerk von Manfred und Lili Pollatz jede helfende Hand gebraucht wurde. Aber abgesehen davon: Manfred war dieses auch von ihm später gelebte Familienmodell von Kindheit an vertraut, es war nichts Ungewöhnliches für ihn, vielleicht sogar etwas Selbstverständliches.

In Manfred Pollatz' Kindheit gab es zwei traumatische Ereignisse, von denen eins ihn selbst betraf und das andere seinen ältesten Bruder Rudolf, der Rolf genannt wurde. Rolf hatte sich im Alter von nur 22 Jahren wohl in erster Linie aus Liebeskummer in den USA das Leben genommen. Völlig überraschend erhielt die Familie im Juni 1893 die schreckliche Nachricht, ohne die Gelegenheit sich von ihrem Sohn verabschieden zu können. Selbst sein Grab in der kleinen Stadt Hartford in Connecticut, wohin Rolf sich zurückgezogen hatte, nachdem es ihm nicht gelungen war, sich – wie vom Vater seiner Angebeteten als Voraussetzung für dessen Zustimmung zu der Verbindung verlangt – in den Staaten als erfolgreicher Geschäftsmann zu beweisen, hat niemand aus der Familie jemals besuchen können. In dem Familienbuch, das Celestine Pollatz aus der Familie Benisch übernommen hatte und in das sie alle Geburten, Hochzeiten und Todesfälle eintrug, ist nur der Todestag von Rolf (19. Juni 1893) notiert und die Grabstelle in Hartford, nicht aber, dass es ein Selbstmord war. Auch dies ist ein Zeichen dafür, was für ein traumatisches Erlebnis dieser frühe Tod des Sohnes und Bruders für die ganze Familie gewesen sein muss, natürlich insbesondere für seine Mutter, die nach ihrem ältesten Bruder nun auch ihren

ältesten Sohn durch Selbstmord verlor. Auch an dem damals noch nicht sieben-jährigen Manfred kann dieser plötzliche Tod nicht spurlos vorübergegangen sein.

Genau zwei Jahre später, im Juni 1895, also in dem Jahr des Umzugs der Familie in die Marschnerstraße, geriet Manfred, der damals achteinhalb Jahre alt war, unter die Räder einer Pferdebahn und wurde so schwer verletzt, dass ihm das linke Bein unterhalb des Knies amputiert werden musste. Auch das rechte Kniegelenk wurde durch den Unfall schwer geschädigt. Zeitweise muss seine Familie auch um sein Leben gebangt haben. Dennoch gelang es ihm dank der unermüdlichen Pflege sei-ner Mutter und Schwestern und dank der ihm offensichtlich schon in frühester Ju-gend eigenen Disziplin seine Behinderung so weit zu überwinden, dass er, wie er selbst in einem späteren Lebenslauf schrieb „radfahren und Schlittschuh fahren lern-te, Berge bis 3000 m ohne Anstrengung besteigen, Tagestouren von 8-9 St[unden] und Radtouren bis 110 km bewältigte“, so dass in seiner Umgebung nur diejenigen, die von dem Unfall wussten, überhaupt wahrnahmen, dass er eine Prothese trug. Dennoch lässt sich kaum ermessen, was für ein traumatisches Erlebnis ein solcher Unfall mit diesen schwerwiegenden Folgen, was die Schmerzen, die lange Rehabilitation für ein Kind in Manfreds Alter bedeutet haben müssen. Prinz Heinrich zu Mecklenburg, der erst ein halbes Jahr vor Manfreds Unfall die Militärvorberei-tungsanstalt verlassen und offensichtlich ein besonders freundschaftliches Verhältnis zu den beiden jüngsten Pollatzkindern Manfred und Celeste (die damals ja auch erst zehn Jahre alt war) aufgebaut hatte, nahm übrigens intensiven Anteil an Manfreds Unfall und vergaß in seinen Briefen nie, sich nach dem Wohlergehen Manfreds zu erkundigen.



Manfred Pollatz als schätzungsweise 17jähriger, das verletzte Bein mit der Prothese vorangestellt.

Wie nach diesen beiden schweren Schicksalsschlägen nicht anders zu erwarten, schloss sich Manfred besonders eng an seine Mutter an, insbesondere nachdem 1899 auch seine geliebte Großmutter gestorben und im Jahre 1900 sein Bruder Walter das Haus verlassen hatte.



Manfred mit seiner Mutter, um 1900

Auch hinter Walters Auszug, der damals wie Rolf erst 22 Jahre alt war, steckte eine Liebesbeziehung, die aber diesmal gut ausging. Walter hatte sich nämlich schon als Schüler in ein junges Mädchen verliebt, das aber nur Verkäuferin war und damit nicht standesgemäß. Trotz aller Versuche der Familie und auch seiner Freunde ließ sich Walter von dieser Liebe nicht abbringen und heiratete seine Frida, die damals schon mit ihrer ältesten Tochter Elly schwanger war, am 5. Februar 1900, noch vor Abschluss seines Studiums. Gegen alle Unkenrufe im Familien- und Freundeskreis ging diese Ehe, in der insgesamt sechs Kinder geboren wurden (ein Sohn war wie schon gesagt im Kleinkindalter gestorben, 1911 kam noch eine weitere Tochter zur Welt), gut und hielt bis zum Tod von Frida 57 Jahre. Darin eiferte Walter also seinem Vater nach, dem er auch in Charakter und Auftreten sehr ähnlich war. Manfred dagegen war der einzige in der Familie, der „ordentlich“ – erst nach abgeschlossener Berufsausbildung und in sicherer beruflicher Position im Alter von 30 Jahren – heiratete. Dennoch: Ein Teil der Risikobereitschaft seines Vaters und seines Bruders steckte offenbar auch in Manfred.

Denn seine sichere berufliche Position gab er mit seiner Eheschließung auf und gründete stattdessen gemeinsam mit seiner Frau eine eigene Schule, wovon oben noch ausführlich die Rede sein wird. Und auch er nahm sich wie sein Vater eine Frau, die ihn beruflich unterstützen konnte. Und da seine spätere Frau Lili eine Frauengeneration jünger war als seine Mutter hatte sie nicht nur wie seine Mutter eine Sprachlehrerinnenprüfung vorzuweisen, sondern sogar ein abgeschlossenes Universitätsstudium. Manfreds Frauenbild, das wird bei der Wahl seiner Ehefrau ebenso deutlich wie später bei der unterschiedlichen Behandlung seines (einzigen) Sohnes und seiner drei Töchter, entsprach zu großen Teilen ganz wesentlich dem seines Vaters: Es schwankte zwischen dem von seiner Mutter verkörperten (Vor-) Bild einer welterfahrenden, zupackenden und trotz der Bindung an Mann und Kinder selbständigen Frau, die faktisch ein großes Familienunternehmen managte, und dem Bild, das seine sich den Vorstellungen des Vaters unterordnenden, auf einen Ehemann wartenden, ans Haus gebundenen Schwestern abgaben. Auch Manfred agierte später wie sein eigener Vater als Ehemann sehr viel emanzipierter als als Vater.



Manfred als Achtjähriger vor dem Unfall und mit seinen Eltern und einer unbekanntem Dame am Kaffeetisch als etwa 15jähriger.

Nach den geschilderten Erfahrungen ist es nicht verwunderlich, dass Manfred ein ernstes Kind und ein sehr ernster junger Mann war, der auf allen Fotos immer in sich hineinzuhorchen scheint und ein wenig weltabgewandt wirkt. Das war wohl auch schon vor seinem Unfall so, doch nach dem Unfall verstärkte sich dies natürlich noch: Trauer und Verzweiflung durften nicht nach außen dringen, das scheint ein Lebensprinzip von Manfred gewesen zu sein, das auch in späteren Jahren vor allem nach Lilis Tod wirksam war und frohe unbekümmerte Ausgelassenheit wie Tränen und nach außen gezeigter Schmerz verhinderte. Von ihm sind anders als von seinem Brüdern Rolf und Walter daher auch keine Anekdoten überliefert, keine Jungenstreiche, noch nicht

einmal Erinnerungen an seine Schulzeit oder an seine Lehrer. Nur einmal erzählte er später in den Briefen an seinen Bruder Walter eine Geschichte aus seiner Kindheit: Danach soll seine Tante Annette einmal aus Versehen ihr Gebiss samt Brötchen aus dem Fenster geworfen haben, wobei das Gebiss dann natürlich prompt in einem Baum hängen blieb und vom Hausmeister des Lehrerinnenheims, in dem sie wohnte, mit Hilfe einer Leiter geborgen werden musste. Verglichen mit den lustigen oder auch berührenden Geschichten, von denen Walter ihm in seinen Briefen immer wieder berichtete,

so hatten Walter und Rolf einmal ihrer Großmutter mit Hilfe einer nachgemachten Papyrusrolle weisgemacht, dass dieselbe Tante Annette damals noch bei dem griechischen Industriellen als Erzieherin tätig, nach muslimischen Ritus und im Beisein seiner vierzig Räuber den Hauptmann Ali Baba geheiratet habe, was die arme alte Großmutter geglaubt und mit den Worten kommentiert hatte: „Nein, die Annette – und nicht einmal kirchlich! Möchte sie nur glücklich werden! Und lauter Räuber – nein, ist so was überhaupt möglich?!“, worauf sich die beiden Jungen nun natürlich nicht mehr trauten, einzugestehen, dass alles nur ein Spaß gewesen war, verglichen damit ist die Geschichte von Manfred, die er wahrscheinlich ja noch nicht einmal selbst erlebt, sondern von der er nur gehört hatte, eher ein wenig skurril, ein bisschen schaurig-eklig (jedenfalls für Kinder), aber keine wirklich lustige Kindheits-erinnerung. Und von seinen Lehrern ist in den von ihm überlieferten Briefen auch nur einmal die Rede, als er nämlich von dem ganz „eigenen Gefühl“ schrieb, das er gehabt habe, als er als junger Lehrer für ein Jahr an seiner alten Schule unterrichtete und nun der Kollege seiner ehemaligen Lehrer war.

Das Königliche Gymnasium in Dresden-Neustadt, das Manfred besucht hatte, war im Gegensatz zu dem traditionsreichen seit dem 13. Jahrhundert bestehenden Kreuzgymnasium seines Bruders Walter eine moderne Anstalt, die erst 1874 als staatliche höhere Schule für Knaben gegründet worden war. Als königliches Gymnasium stand die Schule nicht wie die meisten anderen höheren Schulen in Dresden unter städtischer Aufsicht, sondern war direkt dem Kultusministerium unterstellt und genoss deshalb eine Vorzugsstellung, die sich äußerlich darin zeigte, dass die Schule in den Lehrerverzeichnissen der höheren Schulen Dresdens stets an erster Stelle, noch vor der berühmten Kreuzschule, genannt wurde. Bezüglich des Lehrplans unterschied sich das Neue Gymnasium wenig von der Kreuzschule, auch hier stand der Unterricht in Griechisch und Latein im Mittelpunkt. Modern aber war die Schule nicht nur wegen ihrer institutionellen Bindung an den Staat, sondern auch weil man sich hier in besonderer Weise aufgeschlossen gegenüber Initiativen aus dem Kreis der Schüler zeigte. So wurden hier die an vielen anderen Schulen verbotenen Schülervereine nicht nur geduldet, sondern sogar gefördert und institutionell in das Schulleben eingebunden. Natürlich wollte man auf diese Weise in erster Linie die Aktivitäten der Schüler besser kontrollieren und kanalisieren (die Mitgliederverzeichnisse der Vereine mussten bei Schuldirektor eingereicht werden und jeder Verein hatte einen Lehrer als „Protector“), aber es ergaben sich durch diese wenn auch eingeschränkte

Freizügigkeit doch auch Gestaltungsmöglichkeiten für die Schüler, die sie an einer anderen Schule nicht gehabt hätten: So konnten sie sich in literarischen oder musikalischen Vereinen, in einem Lesekränzchen oder auch in einem Fußballverein betätigen, von denen es an der Schule sogar zwei gab, die – nicht verwunderlich – die meisten Mitglieder hatten. Unwahrscheinlich, dass Manfred an seiner Schule Fußball spielte (wegen seiner körperlichen Einschränkungen war er auch vom Sportunterricht, der damals ausschließlich Geräteturnen war, befreit), aber in dem einen oder anderen musischen Verein wird er sicher Mitglied gewesen sein und auch an den jährlich stattfindenden sogenannten Schulspaziergängen, die in Wahrheit Eintageswanderungen waren, wird er sich sicher mit Freude beteiligt haben.

Die Schule, die zu Manfreds Zeiten um die 500 Schüler hatte, hatte aber noch eine weitere Besonderheit aufzuweisen: Sie war nämlich aufgrund einer Weisung des Ministeriums vom 8. Juli 1898 das einzige Gymnasium in Sachsen, an dem Mädchen als Externe die Abiturprüfung ablegen konnten. Da Mädchen damals keine regulären Gymnasien, die allein den Jungen vorbehalten waren, besuchen durften, konnten sie nur über Umwege zum Abitur gelangen. Sie absolvierten daher in aller Regel zu-nächst die in Sachsen zehnklassige Höhere Töchterschule und bereiteten sich dann entweder durch Privatunterricht auf die Prüfung vor oder nahmen an einem der ebenfalls privat organisierten Abiturvorbereitungskurse für Mädchen teil, die 1894 vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein in Leipzig eingerichtet worden waren und in der Regel viereinhalb Jahre dauerten. Nach insgesamt mehr als 14 Jahren Schulzeit konnten sie sich dann als Externe zur Prüfung an einem Knabengymnasium melden. Dies bedeutete, dass die Mädchen in der Regel in eine fremde Stadt fahren mussten (es sei denn sie wohnten zufällig am Prüfungsort in Dresden), sich dort in eine Schule begeben, die sie nie zuvor von innen gesehen hatten, und eine Prüfung vor Lehrern ablegen mussten, die sie nicht kannten. Das waren verglichen mit den Jungen, die ein individuell auf sie zugeschnittenes Abitur ablegen konnten (es gab ja noch kein Zentralabitur und die Schüler bekamen die Prüfungsaufgaben direkt von ihren Lehrern) erheblich erschwerte Bedingungen für die Mädchen, zumal wenn man bedenkt, dass sie den Lehrstoff in Latein und Griechisch – Fächer, die an einer Höheren Töchterschule gar nicht, an den Jungengymnasien dagegen neun bzw. sieben Jahre unterrichtet wurden – in etwas mehr als vier Jahren aufholen mussten. Dennoch ließen sich die Frauen nicht abschrecken, und es war ein großer Erfolg für die Frauenbewegung, und speziell für den Allgemeinen Deutschen Frauenverein, dass 1898, pünktlich zum Abschluss des ersten Durchgangs der Leipziger Gym-nasialkurse, endlich die ministerielle Genehmigung für ein Abitur von Mädchen vorlag und die ersten fünf jungen Frauen ihre Reifeprüfung erfolgreich ablegen konnten.

In ihrer 1899 zum 25jährigen Bestehen des Neustädter Gymnasiums vorgelegten Chronik bezeichnete die Schule diese Zuweisung der Abiturientinnen durch das Ministerium als eine „besondere Auszeichnung“. Allerdings war diese Formulierung wohl eher eine Verbeugung vor dem Ministerium als Ausdruck einer besonders

frauenfreundlichen Haltung. Denn die Schule konnte sich beispielsweise nicht dazu durchringen, in ihren Jahresberichten, in denen jeder einzelne männliche Abiturient mit seiner Note und seinem künftigen Studienfach namentlich aufgeführt wurde, auch nur die Anzahl der Abiturientinnen des jeweiligen Jahrgangs zu nennen, geschweige denn deren Namen oder gar die Ergebnisse ihrer Prüfungen. Auch wurden die Mädchen bis auf wenige Ausnahmen im August/September geprüft, während die Jungen ihre Abiturprüfungen schon im Februar/März ablegen konnten. Das bedeutete noch einmal eine Verzögerung für die Mädchen von einem halben Jahr.

Manfred Pollatz erlebte die ersten weiblichen Abiturienten an seiner Schule als 14jähriger. Er selbst machte im Februar 1906 sein Abitur und nur etwas mehr als ein halbes Jahr zuvor, bestand auch das junge Mädchen, das später seine Frau werden sollte, erfolgreich ihre Reifeprüfung an seinem Gymnasium: Lili Engelsmann, Tochter eines Leipziger Kaufmanns, hatte seit 1901 die Gymnasialkurse des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins besucht und legte im Juli 1905 ihre Abiturprüfung an Manfreds Gymnasium ab. Danach verbrachte sie wohl ein halbes Jahr in England und gehörte dann zum Sommersemester 1906 zu den ersten 29 Frauen, die sich an der Universität Leipzig als Studentinnen immatrikulieren konnten. Obwohl die Abiturientinnen während der Prüfungen offensichtlich von den regulären Schülern ferngehalten wurden – sie hatten eigenen Prüfungstermine und wohl auch eigene Prüfungsaufgaben – und sich Manfred und Lili damals wohl noch nicht getroffen haben (jedenfalls schrieb Manfred später immer nur von einem späteren Kennenlernen während des gemeinsamen Studiums in Leipzig), waren diese ersten Abiturientinnen sicher damals Schulgespräch unter den Jungen. Denn zu einer Zeit, als man Frauen grundsätzlich mindere geistige Qualitäten zuschrieb und militante Gegner von Frauenemanzipation und Frauenbildung sogar von einem angeborenen „physiologischen Schwachsinn“ des Weibes faselten, war das ein aufsehen-erregender Vorgang, der natürlich auch die Schüler beschäftigt haben wird.

Manfred Pollatz hatte also nicht nur während seiner Kindheit und Jugend eine tatkräftige berufstätige Mutter, sondern erlebte darüber hinaus die Anfänge des Frauenstudiums direkt an seiner eigenen Schule hautnah mit. Es verwundert daher nicht, dass er sich später zielsicher eine Frau suchte, die, wie er nach ihrem Tod in seinem Lebensbild über Lili schrieb, „mit Energie und Enthusiasmus sich bereits früh für die Rechte der weiblichen Jugend in der Erziehung und Ausbildung einsetzte.“

Lili Engels-Mann

Lili Engelsmann stammte aus einer bodenständigen gutsituierten Augsburger Kaufmannsfamilie, in der sich aber spätestens in ihrer Generation religiöses Erlösungsdenken in verschiedenen (auch weltlichen und künstlerischen) Formen massiv Bahn brach. In der Familienüberlieferung wird dieses Erlösungsdenken auf Lilis Großvater Johann Baptist Engelsmann zurückgeführt, der ein Prediger gewesen sein und – wie später Lili – den Quäkern nahegestanden haben soll. Äußeres Zeichen dieser Hinwendung zu religiösem Denken sei eine Namensänderung gewesen: Johann Baptist habe nämlich seinen Namen von Cammerer in Engelsmann geändert, sich also von einem Kämmerer, einem Mann des Geldes, zu einem Mann der Engel gemacht.



Lilis Großvater Johann Baptist Engelsmann, geboren 10.12.1809 in Altenstadt bei Illertissen. Vielleicht der erste Quäker in der Familie?

Nun enthält diese schöne Geschichte leider eine ganze Reihe von Ungereimtheiten und wirft daher mehr Fragen auf, als dass sie wirklich zur Klärung der Familiengeschichte beiträgt. Denn eine Namensänderung war auch Mitte des 19. Jahrhunderts, auch wenn es noch keine staatlichen Standesämter gab, keineswegs einfach oder gar üblich. Es ließ sich denn auch in allen befragten Archiven nur ein einziges Dokument finden, dass diese Namensänderung zumindest wahrscheinlich erscheinen lässt. Und das ist der Eintrag vom 11. Juli 1848 im Trauungsregister der (evangelischen) Barfüßergemeinde in Augsburg, in dem für den am 10. Dezember 1809 in Altenstadt bei Illertissen geborenen Johann Engelsmann als Eltern tatsächlich Johann Christoph Cammerer aus Esslingen und Louise Keller eingetragen sind. Nun haben aber Johann Christoph Cammerer und Louise Keller aus Altenstadt ausweislich der im Stadtarchiv Esslingen aufbewahrten Beibringungsinventur (darin musste bis zur Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1899 festgehalten werden, welche Besitztümer ein Paar mit in die Ehe einbrachte) erst 1819 in Esslingen geheiratet, als ihr Sohn Johann also schon zehn Jahre alt war. Johann Baptist muss also unehelich geboren worden sein. Zudem war seine Mutter auch noch katholisch, es findet sich aber für Johann Baptist kein Taufeintrag in den Kirchenbüchern des Heimatortes seiner Mutter. Wir wissen daher nicht, ob Johann Baptist katholisch oder evangelisch getauft worden ist, sicher ist nur, dass er 1848 als Protestant heiratete. Eventuell hat er in seinem Leben also auch noch einen Bekenntniswechsel

vorgenommen. Noch zwei weitere Argumente sprechen gegen die schöne Familiengeschichte von den Hintergründen der Namensänderung: Zum einen, dass der Name Engelsmann keineswegs auf einen Mann der Engel, sondern sehr viel wahrscheinlicher auf einen Mann aus England deutet, und zum anderen, dass sich das Quäkertum in Deutschland und speziell in Bayern institutionell erst nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte, also genau zu der Zeit, als auch Lili und Manfred Pollatz zu den Quäkern fanden. Während der Lebenszeit von Johann Baptist Engelsmann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es dagegen abgesehen von der Quäkerkolonie in Friedensthal-Bad Pyrmont kleinere Gruppen von Quäkern nur in Westfalen. Nun besteht in der Überlieferung der Lebensgeschichte von Johann Baptist Engelsmann eine große Lücke von fast 40 Jahren, nämlich zwischen seiner Geburt 1809 und seiner Eheschließung 1848. Möglich wäre es daher, dass Johann Baptist Engelsmann sich vor seiner Heirat vorübergehend in England aufgehalten hat und damit tatsächlich ein English-man gewesen ist. Dort im Ursprungsland der Quäker könnte er auch tatsächlich zu den Quäkern gefunden haben oder wenigstens mit ihnen in Kontakt gekommen sein. Eine solche erste Begegnung konnte dann aber in Deutschland nicht weiter produktiv fortgeführt werden, da es dort eben keine Quäker gab, was erklären würde, warum bei seinem Sohn, Lilis Vater, keine äußeren Anzeichen für eine Hinwendung zu den Quäkern zu finden und auch nicht in der Familie überliefert sind. Für eine Begegnung ihres Großvaters mit englischen Quäkern spricht auch, dass Lili, als sie – wovon noch die Rede sein wird – nach ihrer Schulzeit und während ihres Studiums für einige Zeit in England war, bei einer bekannten englischen Quäkerfamilie wohnte. Vielleicht bestand dieser Kontakt ja tatsächlich schon seit den Zeiten ihres Großvaters, möglich ist aber natürlich auch, dass er – vielleicht sogar durch Lili selbst, die mehrfach in England war – erst neu geknüpft wurde.

Die großväterliche Geschichte bleibt also – soweit es seine Zeit vor der Übersiedlung nach Augsburg angeht – weitgehend im Dunkeln und der Ertrag der obigen Überlegungen und der dahinterstehenden Recherchen besteht daher lediglich in der nicht unwichtigen Erkenntnis, dass eine solche Familiengeschichte weniger über die beweisbaren Fakten als viel mehr über das Selbstverständnis und das Selbstbild einer Familie aussagt, die sich über Lilis Großvater in eine religiös-spirituelle Tradition stellte.

Kurz vor seiner Übersiedlung nach Augsburg und seiner Hochzeit mit Katharina Giesbeck, der Tochter eines Käsehändlers, hatte Johann Baptist Engelsmann bei den städtischen Behörden die Genehmigung für einen „Käsehandel im Kleinen“ beantragt, was darauf schließen lässt, dass er mit der Heirat einfach in das Geschäft seines Schwiegervaters einstieg. Nach seinem frühen Tod – Johann Baptist Engelsmann starb schon 1866 im Alter von nur 55 Jahren – führte seine Frau dann das inzwischen zum „Käsehandel en gros und en detail“ aufgestiegene Geschäft weiter und sorgte so für den Familienunterhalt.

Johann Baptist und Katharina Engelsmann hatten vier Kinder, drei Töchter und den

Sohn Carl Johann Engelsmann (Lilis Vater), geboren am 22. Juni 1853, der den väterlich-mütterlichen Käsehandel hinter sich lassend in der Wollindustrie Karriere machte – ein für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typischer Aufstieg. Die überlieferten Fotos von Carl Johann Engelsmann und das, was wir über seinen beruflichen Lebensweg wissen, zeigen einen fest im Alltag des Industriezeitalters verankerten Mann, der – so dies für ihn überhaupt eine Rolle spielte (als sein Vater starb, war er erst 13 Jahre alt) – wahrscheinlich wenig Zeit und Neigung für darüber hinausgehende spirituell-religiöse Aktivitäten gehabt haben wird. Im April 1881, genau ein Jahr nach dem Tod seiner Mutter, heiratete er im Alter von 28 Jahren –beruflich als technischer Direktor der Augsburger Kammgarnspinnerei bereits gut situiert – die damals 19jährige Laura Knode. Auch sie stammte aus einer Kaufmannsfamilie. Ihr Vater hatte sich 1847 als Tuch- und Modewarenhändler in Augsburg niedergelassen, sich dann aber als erfolgreicher Versicherungsvertreter und Vermittler von Überseeereisen im damals blühenden Auswanderergeschäft einen Namen gemacht.

Kurz nach der Heirat gab Carl Johann Engelsmann seine Stellung in Augsburg auf und zog mit seiner jungen Frau nach Fourmies, einem nordfranzösischen Zentrum der Wollspinnerei. Dort wurde wenig später, am 12. Dezember 1881, der älteste Sohn Walter geboren. Die Tochter Lili kam dann am 8. November 1883 schon in Leipzig zur Welt, ebenfalls eine Stadt mit einer reichhaltigen Textilindustrie, die auf lange Sicht gesehen mit der Unterbrechung von insgesamt ziemlich genau zehn Jahren die neue Heimat der Engelsmann werden sollte. Auch Robert, Lilis jüngerer Bruder (geboren am 26. März 1885), und ihre Schwester Erna (geboren am 22. März 1886) wurden in Leipzig geboren. Nur die jüngste Tochter Martha erblickte 1887 nicht in Leipzig, sondern in Hausen an der Wiese (heute Hausen im Wiesental) das Licht der Welt, einem kleinen Ort im Schwarzwald, in dem es seit 1880 auch eine Kammgarnspinnerei gab.

Es gibt ein Foto aus der Hausener Zeit, das das Ehepaar Engelsmann auf dem Eiffelturm zeigt, der ja 1889 als neues Wahrzeichen für die Weltausstellung in Paris gebaut worden war. Das macht es sehr wahrscheinlich, dass dieses Foto aus dem Sommer 1889 stammt und Engelsmann die Weltausstellung als Vertreter seine Firma besucht hat. Carl Johann Engelsmann macht auf diesem Bild den Eindruck eines mit sich und der Welt rundum zufriedenen Mannes. Der Zylinder verdeckt den Ansatz zu Glatze und Geheimratsecken, die er von seinem Vater geerbt hatte, und seine Körperhaltung zeigt zugleich Entschlossenheit wie Entspanntheit. Er strahlt den ganzen Stolz eines erfolgreichen Vertreters des Industriezeitalters aus und wirkt fast ein wenig, als hätte er den Turm selbst gebaut. Seine Frau Laura, die damals noch nicht 27 Jahre alt bereits fünf Kinder geboren hatte, guckt dagegen eher angespannt und skeptisch in die Kamera.

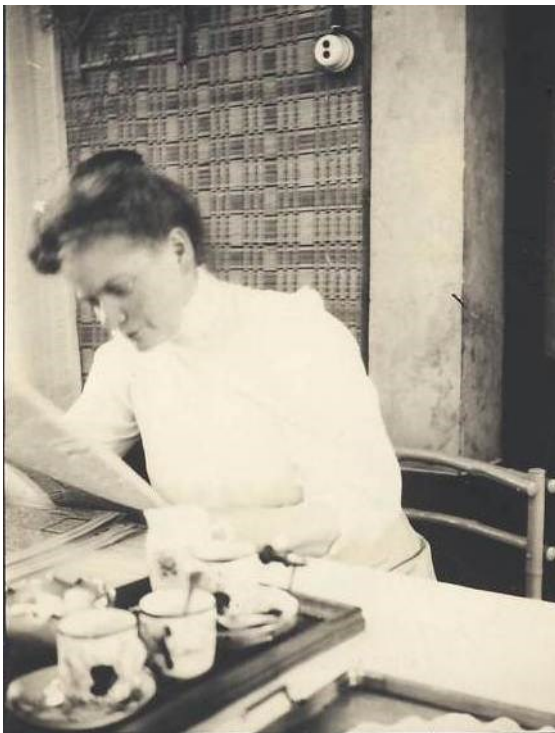


Carl Johann und Laura Engelsmann 1889 auf dem Eiffelturm

Doch gibt es von Laura Engelsmann spätere Fotos, die sie als eine lebensbejahende und an allem, was um sie herum vorging, interessierte (zeitungslesende) Frau zeigen. Die Beziehung zwischen den beiden Eheleuten, auch dafür gibt es „Foto-beweise“, scheint darüber hinaus gut gewesen zu sein. Da die schriftliche und mündliche private Überlieferung aus der Familie Engelsmann ausgesprochen spärlich ist, sind wir auf diese Fotodokumente angewiesen, um etwas über Lilis Eltern und ihre Kindheit aussagen zu können. Aber eine gute und einfühlsame Fotointerpretation kann in manchen Fällen eine schriftliche Quelle mehr als ersetzen.



Carl Johann und Laura Engelsmann, um 1892



Laura Engelsmann um 1905 und um 1914

Das kaufmännische Denken, das das gesamte Leben Carl Johann Engelsmanns prägte, verlor sich in der nächsten Generation vollständig. Dafür trat das religiös-weltanschauliche Element umso stärker hervor. Alle Engelsmann Geschwister, insbesondere die drei Ältesten, Walter, Lili und Robert, über deren weiteren Werdegang wir gut informiert sind, scheinen in verschiedener Weise den ihrem Großvater zugeschriebenen Weltverbesserungsdrang „geerbt“ zu haben:

So wollte Walter, der Komponist und Musikschriftsteller, die Welt durch Musik erlösen, Lili – die Lehrerin – sie durch unmittelbares religiöses Erleben menschlicher machen und Robert sie als Arzt durch soziale Reformen zumindest verbessern. Das machte alle drei anfällig für Ideologien: Walter wurde zum Wagneradepten, der in einem hohen stark an einen Prediger erinnernden Ton beispielsweise über „Richard Wagners Religiöse Weltgestalt“ schrieb und dessen musiktheoretischer Standpunkt sich später problemlos in die nationalsozialistische Kulturpolitik integrieren ließ. Robert wurde vom nationalkonservativen Sozialreformer zum aktiven Nationalsozialisten und nur Lili fand bei den pazifistischen, auf den einzelnen Menschen konzentrierten und prinzipiell amts- und hierarchiekritischen Quäkern eine innere Haltung und Überzeugung, die sie davor bewahrte, sich mit den Nationalsozialisten arrangieren zu können. Auch Erna war künstlerisch, wahrscheinlich als Bildhauerin, tätig. Doch verliert sich ihre Spur nach dem Erwachsenwerden und scheint nur noch einmal kurz in einem leider nicht sehr inhaltsreichen Brief aus dem Jahre 1914 auf, um schließlich völlig im Dunkeln zu enden. Noch rätselhafter bleibt für uns das Leben der Jüngsten, Martha, von der wir außer dem Geburtsdatum, ein paar Fotos und der Familienüberlieferung, nach der sie in einer Anstalt gestorben sein soll, trotz intensiver Recherchen gar nichts wissen.

In der Familie Pollatz, Manfreds Familie, gab es keinen vergleichbar gestalterischen Schöpfungswillen oder Weltverbesserungsdrang, und es spricht daher alles dafür, dass Lili diejenige war, die Manfred zu den Quäkern holte. Was dafür bei den Engelsmanns fehlte, war der innere generationenübergreifende Zusammenhalt der Familie, der die Familie Pollatz auszeichnete und weit über die gemeinsame Kinder- und Jugendzeit hinaus reichte. Sichtbarer Ausdruck dieses Zusammenhalts ist das Foto der Familie, das zu Rudolf Pollatz' 85. Geburtstag aufgenommen wurde und mit dem wir diese Biografie begonnen haben. Ein vergleichbares Foto hat sich in der gesamten großen Familie Engelsmann (allein Robert hatte 12 Kinder) nicht erhalten oder hat vielleicht auch nie existiert. Dabei hätte es auch bei den Engelsmanns genügend fotografierwürdige Anlässe gegeben, so beispielsweise den 70. Geburtstag von Carl Johann Engelsmann im Juni 1923 oder auch dessen sechzigsten zehnten Jahre zuvor. Und Lauras Mutter, Lilis Großmutter, die das gesegnete Alter von 103 Jahren erreichte, war 1920 hundert Jahre alt geworden – wahrlich, so sollte man annehmen, ein Grund für die gesamte Familie sich bei ihr in Augsburg zu treffen. Walter Engelsmann zumindest hatte einen solchen Besuch geplant, doch ist unklar, ob er seine Augsburger Reisepläne dann auch wirklich realisiert hat. Jedenfalls scheint das Familientreffen, so es denn überhaupt in größerem Umfang stattgefunden hat, nicht im Bild festgehalten worden zu sein.

Die gemeinsame fotografische Überlieferung in der Familie Engelsmann bricht mit dem Erwachsenwerden der Geschwister, mit der Gründung der jeweils eigenen Familie ab. So haben sich aus Lilis Familie lediglich Fotos ihrer Großeltern, ihrer Eltern und aus ihrer Kinder- und Jugendzeit erhalten, die sie allerdings alle sorgfältig aufbewahrte. Zwar riss der Kontakt zwischen den Geschwistern auch nach der je-

weiligen Eheschließung nie ganz ab (man schickte sich die Geburtsanzeigen der Kinder, es gab wie in jeder Familie Klatsch und Tratsch, der getreulich weiter verbreitet wurde). Doch die Entfremdung zwischen den Geschwistern, die sich in ihrem Verhältnis zum Nationalsozialismus manifestierte, scheint bereits vor 1933 schleichend begonnen zu haben.

Auch das erste erhalten Bild von Lili ist wie bei Manfred ein Taufbild, doch ist es in charakteristischer Weise anders als das Pollatzsche große Familienbild, das wir oben abgebildet haben.



Es zeigt die junge Mutter Laura Engelsmann mit Lili im Taufkissen, eingerahmt von einer Hundehütte und der Kohlenrutsche, die zum Keller führt, im Hinterhof ihres Hauses in Leipzig. Lili wurde im November 1883 geboren, das Foto ist also wohl im Winter 1883/84 aufgenommen worden. Die Familie Engelsmann wohnte damals in Leipzig in der Pfaffendorferstraße, in der sich auch die Wollfabrik, die Hartmann AG, befand, für die Carl Johann Engelsmann damals als Procurist arbeitete, also mitten im Industriegebiet – und das bildet das Foto auch ab. Dennoch ist es als Tauffoto mehr als ungewöhnlich, und es berührt uns heute eigenartig die junge Mutter mit dem Täufling so einsam und allein in einem Hinterhof sitzen zu sehen. Zwar hatte man, um das Ganze etwas feierlicher zu gestalten, wie auf einem zweiten Foto zu erkennen, extra einen Polstersessel in den Hof geschleppt, und auch der Vater ist auf diesem zweiten Foto mit abgebildet, allerdings nicht neben seiner Frau und seinem Kind, sondern rauchend im Fenster sitzend (weil er sich während der Aufnahme bewegte, wurde er doppelt belichtet, man sieht seinen Arm und auch sein Gesicht zweimal) und auch einen Gummibaum und eine Geranie hatte man als Dekoration auf dem Fensterbrett platziert.



Im Grunde gibt es keine wirklich Erklärung für dieses auch aus dem Rahmen der sonst bei den Engelsmanns üblichen Fotografien herausfallenden Bild: Warum gibt es nicht wie üblich und wie bei Manfred ein Tauffoto im Kreis der Familie und in ei-nem Behaglichkeit ausströmenden bürgerlichen Ambiente? Warum wird Lili bei ihrem Eintritt in die Welt im Hinterhof eines Hauses in einem Industrievorort fotografiert? Wir wissen es nicht.

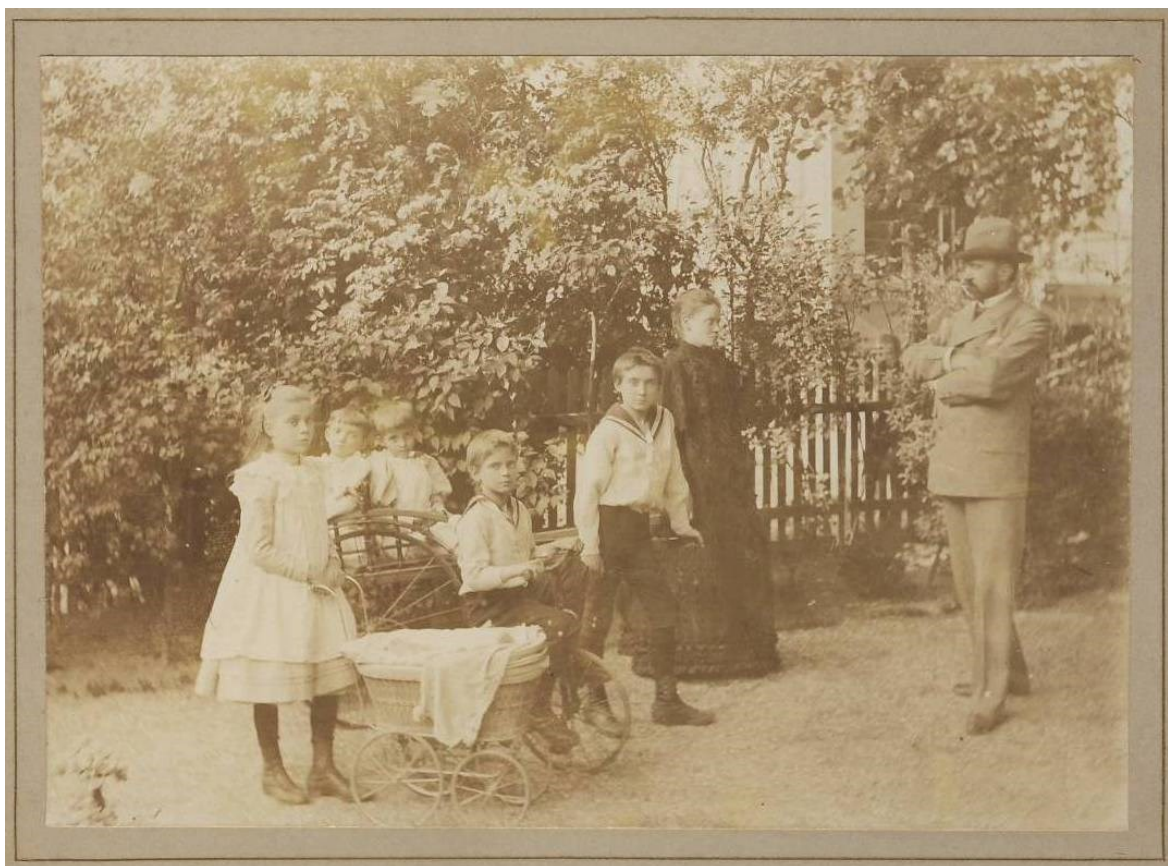


Lili Engelsmann, um 1886



Walter Engelsmann, um 1883

Das zweite Foto, das wir von Lili haben, bewegt sich dagegen wieder völlig im traditionellen Rahmen. Es zeigt die Drei- oder Vierjährige auf einem zu großen unbequemen Stuhl, der Oberkörper rechtwinklig abgeknickt, Füße und Beine nach vorn gestreckt, die Händchen vom Fotografen brav gefaltet, ein Vorhang so drapiert, das er das Kind fast verdeckt, die Haare wie auch auf späteren Kinderfotos streng zurückgekämmt und den Kopf fixiert durch die Lehne leicht schräg zum Betrachter. Von ihrem älteren Bruder Walter gibt es ein ganz ähnliches Kinderfoto (rechtes Foto), auf dem er auf einem Sessel sitzt, die Hände ebenfalls gefaltet (ihm hatte man auch noch die Beine untergeschlagen) und auch beim ihm wurde ein Vorhang rechter Hand drapiert. Diese Art der Aufnahme entsprach also offensichtlich der Mode der Zeit und sagt nicht sehr viel über die Individualität der abgebildeten Kinder. Das ist auf dem nächsten Foto, das diesmal die ganze Familie zeigt, schon deutlich anders. Dieses Foto, das tatsächlich das einzige erhaltene Foto ist, auf dem Eltern und alle Kinder gemeinsam abgebildet sind, stellt einen Sommerausflug nach und ist insofern etwas Besonderes, als es wie das obige Hinterhoffoto kein Studiofoto ist und – obwohl natürlich gestellt – schon den Charakter eines Schnapsschusses trägt.



Familie Engelsmann um 1892 in Hamburg: Lili, Robert (auf dem Dreirad), Walter vor dem Handwagen, auf dem Wagen: Erna und Martha, und die Eltern Laura und Carl Johann

Im Vordergrund des Fotos steht die neun- oder zehnjährige Lili als gute Puppen-mutter, ernst in die Kamera guckend, die Haare zum Pferdeschwanz nach hinten gekämmt.

Walter zieht auf einem großrädigen Handwagen die beiden jüngsten Schwestern und Robert sitzt auf einem neuartigen Dreirad mit Pedalantrieb, ein für die damalige Zeit noch keineswegs weit verbreitetes Kindergefährt, das wie die Fotografie selbst sowohl die Aufgeschlossenheit der Familie für die technische Mo-derne als auch deren inzwischen erreichten relativen Wohlstand zeigt.

Das Foto wurde in Hamburg aufgenommen, wo Carl Johann Engelsmann seit 1891 (oder spätestens 1892) Direktor der Hamburger Filiale der Leipziger Woll-kämmerei war. Carl Johann steht als Vater wie ein Chef mit verschränkten Armen mit einem gleichzeitig wohlwollenden wie auch kontrollierenden Blick vor seiner Familie, während die Mutter Laura neben ihrem ältesten Sohn Walter bei den Kindern einge-reiht wurde – in einer Zeit, in der Frauen in Ehe und Partnerschaft grundsätzlich kaum größere Rechte als ihre Kinder hatten, keine ungewöhnliche Platzierung. Wie Lili ist Laura im Profil zu sehen, so dass auf diesem Bild die Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrer Tochter besonders gut zu erkennen ist.

Im Gegensatz zu Manfred hatte Lili übrigens eine sehr junge Mutter – bei Lilis Geburt war Laura erst 21 Jahre alt gewesen, also mehr als zwanzig Jahre jünger als Celestine Pollatz bei der Geburt von Manfred. Leider haben wir außer den Fotos keine anderen Zeugnisse über das Verhältnis von Lili zu ihrer Mutter und so wissen wir auch nicht, ob sich Lili bei ihrer späteren Entscheidung für Studium und Berufstätigkeit auch an ihrer Mutter orientiert hat oder ob vielleicht umgekehrt, Lilis Emanzipation auf ihre Mutter zurückgewirkt hat. Denkbar ist beides und die oben abgebildeten Bilder von Laura als reiferer Frau zeigen deutlich die Entwicklung, die im Laufe der Jahre offensichtlich auch die Mutter ein ganzes Stück aus ihren konventionellen Zwängen hinausgeführt hat.

Auch das nächste Foto, das sich erhalten hat, wurde in Hamburg gemacht und es zeigt alle fünf Engelsmann Geschwister, diesmal wieder im Studio aufgenommen und durch einen Prägedruck am Rand eindeutig auf 1894 datierbar.



Robert (9 Jahre), Erna (8 Jahre), Walter (13 Jahre), Martha (7 Jahre) und Lili Engelsmann (11 Jahre) - 1894 in Hamburg

Alle drei Töchter haben die gleichen (festlichen) Kleider an und die beiden Jungen tragen Matrosenanzüge. Lili legt den Arm um die jüngste Schwester Martha, wie sie dies auch auf dem nächsten Foto tut, das fünf oder sechs Jahre später aufgenommen wurde und die drei älteren Engelsmann Geschwister bereits auf dem Weg zum Erwachsenenwerden zeigt. Auf diesem späteren Bild tragen nur noch die beiden jüngsten Schwestern die gleichen Kleider als ein Zeichen von Kindlichkeit. Lili, damals 17 Jahre alt, wirkt auf diesem Bild dagegen fast schon wie eine Mutter. Walter ein wenig blasiert wie es sich für einen 19jährigen gehört, hält als künftiger Musikschriftsteller ein Buch in der Hand (auch auf dem Tischchen neben ihm hatte der Fotograf ein paar Bücher arrangiert) und Robert am linken Außenrand, Erna zugeneigt, trägt die Taschenuhr, die er zur Konfirmation bekommen hatte und auf die er sehr stolz war.



Walter, Martha, Lili, Erna und Robert Engelsmann um 1900

Dieses Foto wurde in Leipzig aufgenommen, wohin die Familie 1896 zurückgekehrt war. Der Vater hatte sich dort mit einem Woll-Kommissionsgeschäft selbständig gemacht, was konkret bedeutete, dass er mit Wollresten, sog. Kämmlingen handelte. Das war der Abfall, der in den Kammgarnspinnereien beim Kämmen der Wolle abfiel und für nicht ganz so hochwertiges Tuch wieder verwendet werden konnte. Das Geschäft, das Carl Johann Engelsmann bis zum Tod von Laura 1927 in Leipzig betrieb, war sehr konjunkturabhängig und lief nicht immer gleich gut. Doch konnte die Familie 1904 immerhin in eine große schöne Villa in einer ruhig gelegenen Vorortstraße Leipzigs umziehen.

Entstanden ist dieses Foto wahrscheinlich kurz vor Lilis Schulabschluss in der Höheren Töchterschule in Leipzig. Eingeschult worden war Lili wie ihr Bruder Walter

in der Dorfschule in Hausen an der Wiese, dem Ort, in dem der durch seine Kalendergeschichten berühmt gewordene Dichter Johann Peter Hebel einen Teil seiner Kindheit verbracht hatte. Noch in seinem Dissertationslebenslauf wies Walter darauf hin, dass er in Hebels Geburtsort aufgewachsen und zur Schule gegangen sei, was zwar die Bedeutung unterstreicht, die Hebel in seiner und sicher auch Lilis Kindheit hatte, was aber dennoch nicht ganz richtig ist. Denn geboren wurde Hebel 1760 in Basel. Hausen an der Wiese, das nur wenige Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt liegt, war das Dorf, aus dem Hebels Mutter stammte und in dem sein Vater während der Winterzeit als Weber arbeitete. Doch auch heute noch ist der Ort stolz auf seinen bedeutenden Sohn und das Literaturmuseum im Hebelhaus ist eine der Attraktionen des Ortes. Nicht nur Walter und Lili, auch frühere und spätere Generationen von Kindern und Schülern sind mit Hebels Kalendergeschichten groß geworden – Geschichten voller Warmherzigkeit und Volkswitz, die sich im Kern stets um das Moralisch-Gute drehen und sich durch ein gesundes Misstrauen gegenüber Reichtum und Großsprecherei auszeichnen.

Die bekannteste dieser Geschichten ist sicher „Kannitverstan“, aber vielleicht hat Lili auch damals schon die Geschichte vom Listigen Quäker, die mit dem Satz beginnt „Die Quäker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute“, gelesen oder vorgelesen bekommen. Diese Geschichte, die abgesehen von den Einleitungssätzen eigentlich nichts wirklich Quäkertypisches enthält, war damals fester Bestandteil vieler Lesebücher und wurde später auch von den deutschen Quäkern gern zitiert. Auch Manfred, der seit 1933 gemeinsam mit Lili die Monatshefte der deutschen Quäker herausgab, wies 1936 noch einmal auf diese Geschichte hin, obwohl sie schon 1927 in voller Länge in der quäkereigenen Zeitschrift abgedruckt worden war. Er konnte sich dabei allerdings nicht verkneifen anzumerken, dass die Geschichte vielleicht besser „Der kluge Quäker“ heißen sollte.

Möglicherweise aber hat Lili als Acht- oder Neunjährige auch Hebels Geschichte von dem fremden Kind gehört, die sie wahrscheinlich mehr beeindruckt haben wird, als die Geschichte von einem Quäker, der einen Spitzbuben, der ihm sein Pferd gestohlen hatte, dazu brachte ihm dieses wieder auszuhändigen: „Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt abends am 5. Dezember 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb barfuß, halb nackt vor das Häuslein eines armen Tagelöhners im Gebirg, und gesellt sich, mir nichts, dir nichts, zu den Kindern des armen Mannes.“ Weil dieser das Kind wegen der Armut, in der er selbst mit seiner Familie lebte, nicht bei sich aufnehmen konnte, wurde „das verlassene Mägdlein“ über den Pfarrer an einen „wohlhabenden und gutdenkenden Mann“ und dessen Ehefrau vermittelt, die es in „christliche(r) Zucht“, „väterliche(r) Erziehung“ und „mütterliche(r) Pflege“ bei sich aufwachsen ließen. „Wer“, so endet diese Geschichte, „das fremde Töchterlein untern den andern in der Schule sieht, sollt es nicht erkennen, so gut sieht es aus, so sauber ist es gekleidet.“ Auch Lili sollte später fremde Kinder in ihre Familie aufnehmen und diese gemeinsam mit den eigenen Kindern liebevoll und beschützt aufwachsen lassen.

Vielleicht hat aber darüber hinaus sogar die einklassige Dorfschule in Hausen, in der Mädchen und Jungen gemeinsam unterrichtet wurden, bei dem Konzept der koedukativen Waldschule, die Lili und Manfred während des Ersten Weltkriegs gründeten, eine Lili vielleicht gar nicht bewusste Rolle als Vorbild gespielt. Immerhin war Lili, die schon im Alter von drei oder vier Jahren nach Hausen gekommen war, insgesamt fünf bis sechs prägende Jahre in Hausen, also ihre gesamte erinnerte Kleinkindzeit. Manfred Pollatz schrieb in seinem „Lebensbild“ über Lili, dass sie sich, obwohl sie ihre Jugend in Hamburg und Leipzig verbracht habe, „immer ganz und besonders innerlich verbunden mit ihrer ursprünglichen Heimat, dem in seinem Wesen mehr schwäbischen als bayrischen Augsburg“ gefühlt habe: „Das entsprang nicht nur ihrer lebendigen Anteilnahme an allem geschichtlichen Werden und Vergehen, sie fühlte wohl auch in sich selbst noch etwas von dem Selbständigkeitstrotz der Bewohner der ehemaligen Reichsstadt.“ Hausen erwähnte Manfred in diesem Lebensbild erstaunlicherweise nicht, er wird darüber vielleicht auch gar nicht viel gewusst haben und suchte mit seinem Rekurs auf den Familienherkunftsort Augsburg wohl nur nach einem Bild und einer (Be-)Gründung für Lilis Eigenständigkeit und Eigensinn. Doch ist anzunehmen, dass das idyllisch im Tal der Wiese gelegene Hausen einen viel größeren Einfluss auf die Entwicklung Lilis genommen hat als Augsburg, die von ihr nur besuchsweise erlebte Stadt ihrer Großeltern.

Carl Johann Engelsmann befand sich als Direktor in der Kammgarnspinnerei in Hausen, das als eines der am frühestens industrialisierten Dörfer Badens damals schon viel stärker von der Textilindustrie als von der Landwirtschaft geprägt war, mitten im Zentrum des technischen und vor allem auch sozialen, mit vielerlei Verwerfungen verbundenen Wandels, dem das kleine Dorf unterworfen war. Und Lili und Walter besuchten mit den Kindern der Textilarbeiter gemeinsam die Hausener Dorfschule: „Sie geht mit dem Vater durch die Straßen der Arbeiterwohnungen und sieht mit erstaunten Kinderaugen den großen Unterschied zwischen den Behausungen der Armen und ihrem eignen behaglichen Heim. Und schon drängt sich diesem Kinde die Frage nach dem ‚Warum‘ auf.“ – dies schrieb Lili Pollatz 1936 in der von ihr und Manfred später herausgegebenen Jugendzeitschrift „Die weiße Feder“ über die Kindheit der amerikanischen Frauenrechtlerin, sozialen Aktivistin und Friedensnobelpreisträgerin von 1931 Jane Addams, deren Vater Besitzer einer Sägemühle gewesen war. Vielleicht schrieb sie damit auch ein wenig über sich selbst und ihre eigenen erstaunten Kinderaugen. Es ist gut vorstellbar, dass Lilis späteres starkes soziales Empfinden, ihr frühes Engagement schon als Studentin in „Arbeiter-Unterrichtskursen“ und für die entwurzelten Arbeiter zu Beginn der 1930er Jahre in ihren Kindheitserfahrungen in Hausen seine Wurzeln hat.

Als die Familie Engelsmann aus dem kleinen Hausen in die Großstadt Hamburg zog, war Lili acht oder neun Jahre alt, also in einem Alter, in dem Mädchen aus gut gestelltem Hause in der Regel nicht mehr die Volksschule besuchten, sondern eine der städtischen oder privaten Höheren Töchterschulen, die so hießen, weil sie Mädchen eine über die Volksschulbildung hinausgehende höhere Bildung vermitteln

sollten, nicht etwa, weil diese Schulen nur von „höheren Töchtern“ besucht wurden. In Hamburg war das Mädchenschulwesen allerdings sehr unterentwickelt. Erst seit 1872 gab es dort überhaupt Höhere Mädchenschulen, und erst 1908 beschloss der Senat die Errichtung von zwei staatlichen höheren Mädchenschulen. Zu Lilis Schulzeit gab es also in ganz Hamburg keine einzige öffentliche Mädchenschule, und Lili musste daher auf eine der privaten Töchterschulen gehen, auf welche, wissen wir leider nicht. Nach dem Umzug nach Leipzig hatte sie dagegen immerhin die Wahl: Seit 1878 gab es in Leipzig eine städtische Höhere Töchterschule, die in einem neu errichteten prächtigen Gründerzeitgebäude am Schletterplatz untergebracht war und zwei Schulhöfe – und für eine Mädchenschule damals keineswegs selbstverständlich – sogar eine Turnhalle hatte. Gut möglich, dass die inzwischen fast 13jährige Lili Engelsmann dort ihre letzten drei Schuljahre verbracht hat. Möglich ist aber auch, dass sie auch in Leipzig eine der zahlreichen privaten Mädchenschulen besuchte, die nicht nur in Leipzig, sondern in ganz Sachsen immer das Gros der Mädchen-schulen stellten. Doch unterschieden sich die Höheren Töchterschulen zwar hinsichtlich der Qualität des Unterrichts und vor allem der Ausstattung zum Teil beträchtlich, nicht aber in ihrer grundsätzlichen Zielsetzung. Demnach ging es in allen Höheren Töchterschulen darum, den Mädchen auf religiös-sittlicher Grundlage Wissen und Fähigkeiten zu vermitteln, die sie vor allem in die Lage versetzen sollten, ihren gesellschaftlichen und familiären Verpflichtungen an der Seite ihres späteren Ehemanns nachzukommen. Unterrichtet wurde neben Religion, Deutsch, Rechnen, Zeichnen und Handarbeit Französisch als erste und Englisch als zweite Fremdsprache. Die Mädchen erhielten auch Geschichts-, Erdkunde- und Naturlehreunterricht – das aber auf einem Niveau, das selten über das hinausging, was heute in der Unterstufe eines Gymnasiums unterrichtet wird. Lediglich der Lektürekanon im Deutschunterricht, auf den in den Mädchenschulen deutlich mehr Unterrichtsstunden entfielen als auf den Realschulen für Jungen und der vor allem die Klassiker, insbesondere Goethe und Schiller, in den Mittelpunkt stellte, hatte ein vergleichsweise hohes Niveau.

Wenn Lili, was anzunehmen ist, ihre Schule in den normalen, dafür vorgesehenen zehn Jahren absolvierte, dann wird sie ihren Abschluss an der Höheren Töchterschule um 1899 oder spätestens 1900 gemacht haben. Damit war die Schulbildung für Mädchen normalerweise zu Ende, doch, wie wir wissen, reichte dies Lili nicht. Allerdings steuerte sie nach ihrem Schulabschluss nicht zielgerichtet auf Abitur und Studium zu, sondern sie ging erst einmal für ein paar Monate allein nach England. Das war für ein 16jähriges Mädchen damals durchaus ungewöhnlich, aber Lili hatte Verwandte in England. Ein älterer Bruder der Mutter war Anfang der 1880er Jahre nach London ausgewandert und es ist daher gut möglich, dass Lili während ihres Londonaufenthalts bei ihm wohnte. Es ist aber auch möglich, dass sie väterliche Kontakte (der Vater war als Vertreter der Augsburger Kammgarnspinnerei vor seiner Ehe mindestens einmal in England gewesen) oder sogar die oben vermuteten großväterlichen Beziehungen nutzte. Als sie nämlich nach ihrem Abitur 1905 und

während ihres Studiums Weihnachten 1906 noch einmal in London war, wohnte sie bei der englischen Quäkerfamilie Backhouse, zu der vielleicht schon ihr Großvater Kontakt gehabt hatte. Denn der bekannte erste Prediger und erste Quäker der Familie Backhouse James Backhouse, der von 1874 bis 1869 lebte, spielte nicht nur eine wichtige Rolle bei den Quäkern in England, sondern unternahm viele Reisen durch die ganze Welt, in denen er vor allem vor den Gefahren des Alkohols warnte. Auch auf einer dieser Reisen könnte Lilis Großvater James Backhouse theoretisch begegnet sein. Seine Enkelin Lili dagegen wird während ihrer Englandaufenthalte vielleicht auf Margaret Backhouse getroffen sein, die nur drei Jahre jünger als Lili vor allem während des Zweiten Weltkrieges eine wichtige Rolle im Hilfswerk der englischen Quäker spielte und 1947 als eine ihrer Vertreter den Friedensnobelpreis für die englischen und amerikanischen Quäkerhilfsorganisationen entgegennahm. Möglich ist aber auch, dass Lili ihren Kontakt zu den Blackhouses nicht den großväterlichen Beziehungen verdankte, sondern erst bei ihrem ersten Englandaufenthalt – direkt nach ihrem Schulabschluss – geknüpft hatte und die Familie dann einige Jahre später wieder besuchte. Denn Lilis erster Englandaufenthalt hatte möglicherweise überhaupt nichts mit den Quäkern oder ihrem Großvater zu tun, sondern galt allein dem Spracherwerb. Aus London kehrte Lili jedenfalls 1901 mit einem Sprachzertifikat („The Higher Certificate Examination“) zurück, das ihr in ihrem späteren Studium sehr nützlich war. Auch ihre Brüder schätzen später vor allem die guten Aus- und Bildungsmöglichkeiten in England: So vervollständigte Robert nach seiner Promotion 1909 seine Ausbildung als Arzt am Deutschen Hospital in London und Walter, der damals eine musikwissenschaftliche Dissertation plante, arbeitete um 1910 für einige Monate im Britischen Museum. Alle drei Geschwister führten also die sowohl von mütterlicher als auch von väterlicher Seite bestehende Englandtradition fort, ohne dass die beiden Brüder dabei auch nur in die geistige und wohl auch persönliche Nähe von Quäkern gekommen wären. Für Lili steht dagegen fest, dass ihre ersten Quäkerkontakte in diese frühe Zeit ihres Lebens fallen. Vielleicht schon als 16jährige, in einem Alter, in dem man besonders empfänglich für jede Art von sinnstiftender spiritueller Erfahrung ist, spätestens aber als Zwanzigjährige hatte Lili erste Erfahrungen mit quäkerischem Gedankengut und quäkerischer Lebensweise gemacht.

Wegen der bei ihrem Englandaufenthalt erworbenen guten Sprachkenntnisse wäre es nun naheliegend gewesen, dass Lili in Deutschland eine Sprachlehrerinnenprüfung abgelegt hätte und damit als Lehrerin an einer Höheren Töchterschule tätig geworden wäre. Doch sie wollte auch diesmal wieder mehr. Sie meldete sich – wie oben schon kurz erwähnt – Ostern 1901 bei den Gymnasialkursen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins an. Geleitet wurden diese Kurse seit deren Einrichtung 1894 von Käthe Windscheid, der Tochter des bedeutenden Leipziger Juraprofessors Bernhard Windscheid, der unter anderem an dem Ende des 19. Jahrhunderts kodifizierten Bürgerlichen Gesetzbuch mitgearbeitet hatte. Seine Tochter Käthe, 1859 in München geboren, besuchte dort zunächst eine Höhere Töchterschule, legte dann 1882 in Berlin das Sprachlehrerinnenexamen ab, arbeitete anschließend fünf Jahre an einer

Privatschule in Leipzig und absolvierte im Jahre 1900 das Lehrerinnen-examen, das sie zum Unterricht an Volksschulen berechtigte. Mit diesen Abschlüssen in der Tasche war es möglich, als Frau zumindest an einigen Universitäten zwar nicht als reguläre Studentin, wohl aber – abhängig vom Wohlwollen der zuständigen Professoren – als Gasthörerin zugelassen zu werden. So konnte Käthe Windscheid Vorlesungen in Germanistik, Romanistik und Anglistik an den Universitäten in Leipzig, München und Heidelberg besuchen, wo sie 1894 als erste Frau in Heidelberg sogar promoviert wurde. Die Genehmigung zur Promotion verdankte sie dabei wohl vor allem der Freundschaft ihres Vaters mit dem Großherzog von Baden. Denn noch zehn Jahre zuvor hatte die Universität Heidelberg die großzügige Stiftung einer Schweizer Fabrikantenwitwe von 100 000 Mark, die zur Förderung des Frauenstudiums gedacht war, trotz der verführerischen Höhe der Summe mit der Begründung abgelehnt, dass die „Einführung des Frauenstudiums höchstens da [zu] befürworten“ sei, „wo man in der Lage sei, nicht nur besondere Vorlesungen und Practica, sondern auch getrennte Institute für weibliche Studierende einzurichten.“ Die Heidelberger Medizinische Fakultät, die sich hier äußerte, weil die Schweizer Fabrikantenwitwe in erster Linie Studentinnen der Medizin, Chemie und Pharmazie unterstützen wollte, fügte hinzu, dass sie „nach vorliegenden Erfahrungen einstimmig der Ansicht“ sei „daß das Frauenstudium den bestehenden Universitäten nicht zum Vortheile gereicht und bei weiterer Ausdehnung immer nachtheiliger werden müßte“. Daraus sprach natürlich vor allem die männliche Angst vor weiblicher Konkurrenz und die Sorge um das durch Bildung und Ausbildung von Frauen gefährdete traditionelle Rollenbild, das Männern bis dato für Versorgung und Kinderaufzucht nahezu unbegrenzten Zugriff auf die weiblichen Ressourcen ermöglicht hatte.

Das ursprünglich Heidelberg zuge dachte Geld, das mit ähnlichen Argumenten auch von der Universität Freiburg abgelehnt worden war, fand schließlich jedoch schließlich doch noch zu den studierwilligen Frauen. Es ging nämlich an den 1865 von Louise Otto Peters und Auguste Schmidt gegründeten Allgemeinen Deutschen Frauenverein in Leipzig, der mit diesem Geld nicht nur Stipendien an einzelne Frauen für ein Studium im Ausland vergeben, sondern davon auch 1894 die Anschubfinanzierung für die Gymnasialkurse für Mädchen bestreiten konnte. Obwohl die Mädchen ein vergleichsweise hohes Schulgeld von 260 Mark zahlen mussten, arbeiteten die Kurse natürlich nicht kostendeckend, und der Allgemeine Deutsche Frauenverein musste zum Teil erhebliche Mittel investieren, um die Kurse aufrecht-erhalten zu können. Seit Beginn des neuen Jahrtausends kamen dann auch Zuschüsse von der Stadt Leipzig, die allerdings jedes Jahr neu verhandelt werden mussten und immer wieder zur Disposition standen. Dennoch gelang es dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein die Kurse über insgesamt 20 Jahre eigenständig am Leben zu erhalten.

Nach dem badischen Karlsruhe, wo seit 1893 ein Realgymnasium für Mädchen bestand, und dem preußischen Berlin, wo die Begründerin des allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins Helene Lange, die ab 1902 dann auch Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins war, im gleichen Jahr die ersten Realgym-

nasialkurse für Mädchen ins Leben gerufen hatte, gab es damit seit 1894 nun in Leipzig deutschlandweit eine dritte Möglichkeit für Frauen, das Abitur abzulegen. Angesichts dieses Mangels an Alternativen verwundert es nicht, dass die Kurse in Leipzig von Frauen aus ganz Deutschland besucht wurden: Lilis Mitstreiterinnen kamen – außer aus Leipzig – aus Halle, Königsberg, Sondershausen, Chemnitz, Ha-nau, Hamburg, Worms, Gotha, Posen, Segeberg, Hannover und eine (deutsch-stämmige) Schülerin sogar aus Brasilien.

Helene Lange ist als die damals wohl einflussreichste Frauenrechtlerin Deutschlands bis heute eine Symbolfigur der Frauenbewegung, Käthe Windscheid, deren Verdienste um die Frauenbildung und speziell das Frauenstudium ebenfalls gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können, ist dagegen so gut wie unbekannt. Louise Otto Peters und Auguste Schmidt hatten die damals 35jährige gerade frisch promovierte junge Frau 1894 als Leiterin für die Leipziger Kurse gewinnen können. Sie begann mit einer einzigen Klasse von zwölf Schülerinnen, die sie anfangs im Studierzimmer ihres Vaters unterrichtete. Um die Jahrhundertwende waren es dann schon 60 Schülerinnen, die ihre Kurse besuchten (inzwischen standen auch eigene Räume am Thomasring zur Verfügung). Als Lili 1901 dort begann, war die Zahl der Schülerinnen allerdings wieder auf nur 29 gesunken, was Auguste Schmidt als Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins damit begründete, dass „bei der Aufnahmeprüfung höhere Anforderungen gestellt werden als früher, und so ein inneres und zwar bedeutendes Wachstum an tüchtigen Leistungen eingetreten“ sei. In den zwanzig Jahren, die die Kurse insgesamt bestanden, bereitete Käthe Windscheid, die selbst Deutsch, Französisch und Englisch unterrichtete, im Übrigen aber – weil es noch keine Frauen gab, die als Gymnasiallehrerinnen ausgebildet waren – von einem fünfundzwanzigköpfigen rein männlichen Lehrerkollegium unterstützt wurde, insgesamt 187 junge Frauen erfolgreich auf das Abitur vor. Sie war ihnen dabei nicht nur Lehrerin, sondern auch beratende Freundin, die die ihr anvertrauten Schülerinnen mit literarischen Teestunden ebenso zu begeistern wusste wie mit selbst-einstudierten Theateraufführungen. Charakteristisch für Käthe Windscheid und den Allgemeinen Deutschen Frauenverein ist auch der Grund für das Ende der Kurse: 1910 hatte sich nämlich Sachsen endlich ein Mädchenschulgesetz gegeben und die Kurse des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins sollten daher in das öffentliche Schulwesen überführt werden. Dies aber war automatisch damit verbunden, dass die Kurse künftig unter männlicher Leitung stehen sollten. Käthe Windscheid und der Allgemeine Deutsche Frauenverein lehnten dankend ab und lösten stattdessen die Kurse vier Jahre später – nachdem alle 1910 bereits aufgenommenen Schülerinnen ihr Abitur abgelegt hatten – „freiwillig“ auf. Denn eine männliche Leitung hätte ihren Prinzipien der Selbstorganisation und Selbsthilfe von Frauen widersprochen.

In seinem nach ihrem Tod verfassten „Lebensbild von Lili Pollatz“ erwähnte Manfred Pollatz auch einige der Vorkämpferinnen für die Rechte der Frauen, an denen sich Lili in ihrem Leben orientiert habe. Er nannte dabei Helene Lange, deren Wahltochter und Nachfolgerin Gertrud Bäumer und die große Reformerin der sozialen Arbeit Alice

Salomon, die 1906 noch ohne Abitur mit einer Arbeit über „Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit“ in Berlin promoviert worden war – ein Thema, das bis heute nichts von seiner Aktualität verloren hat. Das war das große Dreigestirn der bürgerlichen Frauenbewegung, das allerdings im fernen Berlin aktiv war. Dort hatte zwar Manfred studiert und war in dortigen (studentischen) Versammlungen vielleicht einer dieser drei Frauen sogar einmal persönlich begegnet. Doch zu der jungen Lili Engelsmann wird deren Wirken, wenn überhaupt, wohl nur über Käthe Windscheid gedungen sein, bei der sie nicht nur die Abiturvorbereitungskurse absolvierte, sondern die sie später auch noch im Kampf um die Gleichstellung der Frauen während ihres Studiums begleiten und mit der sie nach ihrem Studium sogar eine Zeitlang gemeinsam an einer Schule unterrichten sollte.

Bei aller Wertschätzung für Käthe Windscheid und ihrem Bemühen, den jungen Mädchen eine möglichst schöne und angenehme Schulzeit zu ermöglichen und trotz der Versuchung einen verklärenden Blick auf Atmosphäre und Niveau der frühen Frauenbildung zu werfen, dürfen jedoch weder der Stress noch die Enttäuschungen unterschätzt werden, die auf die jungen Mädchen in diesen Abiturvorbereitungskursen warteten. Aus der wohlbehüteten freundlichen Welt der Höheren Töchter-schulen wurden sie von einem Tag auf den anderen in die raue Wirklichkeit der männlich geprägten und bis heute mit einer überhöhten Tradition belasteten deutschen gymnasialen Bildungswelt geworfen, auf die sie in keiner Weise vorbereitet waren. Allein die Tatsache, dass sie ohne jede Vorbereitung in vier oder fünf Jahren den Stoff für Latein und Altgriechisch nachholen mussten, für das ihre Brüder auf ihrem Gymnasium neun bzw. sieben Jahre zur Verfügung hatten, bedeutete einen enormen Stress. Zwar gab es zu Lilis Zeiten auch schon sogenannte Realgymnasien, auf denen man ein Abitur nur mit Latein ablegen konnte, doch hatte das Kultusministerium in Sachsen, wie oben schon erwähnt, festgelegt, dass die Mädchen in Sachsen nur an Manfreds Neustädter Gymnasium in Dresden das Abitur ablegen durften und das war ein humanistisches Gymnasium. Erst seit 1902 diese Bestimmung gelockert worden war, bot der Allgemeine Deutsche Frauenverein auch Realgymnasialkurse an und 1905 konnte dann die erste Frau ihr Abitur am Leipziger Realgymnasium ablegen, der Schule, an der 1902 auch Lilis Bruder Walter sein Abitur absolviert hatte. Robert dagegen machte 1903 sein Abitur an der Thomas-schule, einem humanistischen Gymnasium. Doch Lili hatte anders als ihre Brüder keine Wahl: Da sie schon 1901 in die Kurse eingestiegen war, musste sie noch den vollen humanistischen Kurs mit Abitur in Dresden absolvieren.

Margarete Heine, die 1896 als zweite Frau in Deutschland an einem Gymnasium in Düsseldorf das Abitur abgelegt hatte, beschrieb in einer 1906 erschienenen kleinen Abhandlung über „Studierende Frauen“ anschaulich und mit aus eigenem Erleben gespeister Empathie, was dieses neue Lernumfeld in den Gymnasialkursen für das Selbstwertgefühl der jungen Mädchen bedeutete. Sie selbst hatte ihr Studium der alten Sprachen als Gasthörerin absolvieren müssen, weil man ihr trotz Abitur eine reguläre Immatrikulation verwehrt hatte, und hatte dennoch durchgesetzt, dass sie 1899 als

erste Frau in Bayern die Lehramtsprüfung, die zum Unterricht an einem Gymnasium berechnigte, ablegen durfte. In Bayern wurde sie zur anschließenden praktischen Ausbildung allerdings wieder nicht zugelassen, erreichte aber, dass sie in Köln ihr Seminarjahr an einem Gymnasium für Knaben absolvierten durfte – eine damals unerhörte Ausnahme für eine Frau. 1901 promovierte sie dann als erste deutsche Frau an der Universität München mit einer sprachwissenschaftlichen Arbeit in Altgriechisch, unterrichtete anschließend kurz wieder in Köln und wechselte dann an die Königin-Elisabeth-Schule in Königsberg, der eine Studienanstalt, wie die gym-nasialen Oberstufen für Mädchen damals hießen, angegliedert war. Margarete Heine wusste also sehr genau, wovon sie schrieb, und ihre Broschüre, die offenbar einen Nerv der Zeit traf, erlebte schon im Jahr ihres Erscheinens drei Auflagen. Der Ton, in dem sie schrieb, mutet uns heute etwas pathetisch an, ihre Beschreibung aber vermittelt wohl ein realistisches Bild der damaligen Situation, in der wir uns auch Lili vorstellen müssen:

„Wie zuversichtlich fangen die jungen Mädchen alle an zu lernen – auf der höheren Töughterschule haben sie immer glänzende Zeugnisse bekommen, ‚Sehr gut‘ im Deutschen und Französischen und in der Geschichte und überall; ihre Aufsätze waren stets gelobt worden, als warm empfunden und gedankenreich! Und wenn sie nun Gymnasialunterricht erhalten, dann stellt sich heraus, daß sie nichts können, nichts verstehen, daß sie nichts ordentlich gelernt haben, am allerwenigsten arbeiten und denken. So muß das Versäumte nachgeholt werden. Wie lächerlich schwer es ist, grammatische Begriffe sich zu eigen zu machen, erfährt das Mädchen jetzt voll Erstaunen und – mein Gott – die Kunst des Disponieren! Wie man sich in der Mathematik- und Physikstunde blamiert, das ist gar nicht zu ertragen, und Geschichte? Geschichte ist etwas anderes als eine Unmenge von Jahreszahlen? Wie wäre es herrlich, Zeit zu haben, um all das Neue zu genießen, aber das Examen! Vorwärts, vorwärts!“

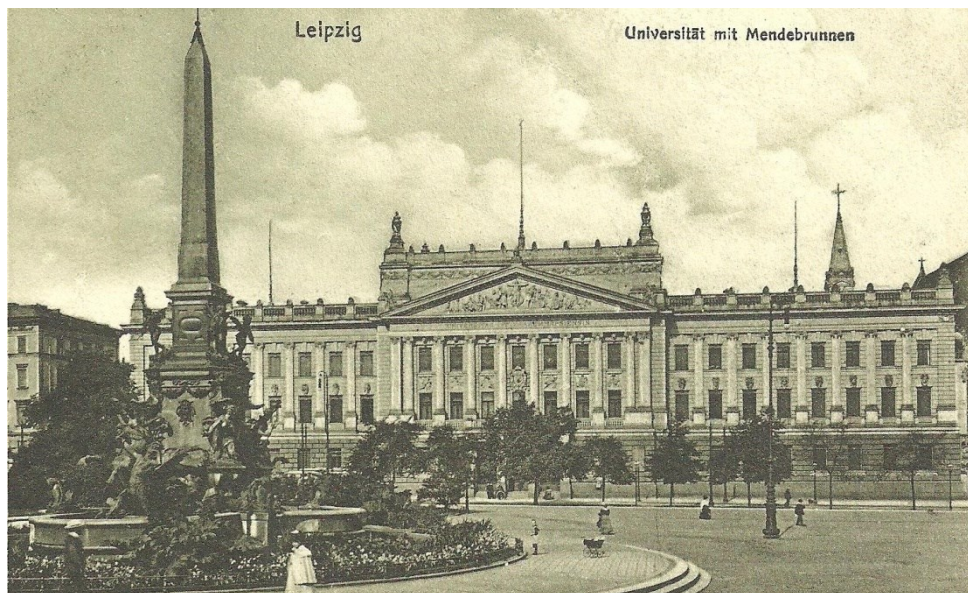
Der Hunger nach Bildung, der diese jungen Frauen antrieb, wurde in diesen Kursen, die „eigentlich Pressen sind“, wie Margarete Heine schrieb, nur vorder-gründig gestillt: „In jeden Schriftsteller einen Blick tun, sorgfältig Inhaltsangaben machen; Formeln lernen, Zahlen lernen – es wird doch wieder dasselbe ober-flächliche selbsttäuschende Arbeiten wie vorher.“ Und dann die Ängste vor dem Abitur, „jene lähmende Angst, als hinge von dem Bestehen des Maturitätsexamens alles Glück, aller Daseinswert ab! Ach, wie das gräßlich war, diese Reise in eine fremde Stadt, diese Vorstellung bei den vorher nie gesehenen Examinatoren; dies Schreiben dann des deutschen Aufsatzes, zu dem gar keine Gedanken kommen wollten, der lateinischen Übersetzung, für die plötzlich sämtliche Vokabeln aus dem Gedächtnis verschwunden waren, und die mathematischen Aufgaben voll geheimnis-schwerer Tücke! Und dann die Wochen der Spannung, ob du zum zweiten Teil der Folter zugelassen wirst. O diese mündliche Prüfung! Eigentlich war sie ja nicht schwer, aber die Herren fragten auf so merkwürdige Art. Man mußte sich immer erst besinnen, was sie wollten, und oft glaubtest du, daß sie etwas so lächerlich Einfaches doch gar nicht fragen könnten!

Und endlich, endlich war auch das vorüber. ‚Bestanden‘ klang es in deinen Ohren – eigentlich freutest du dich nicht so, wenn du ehrlich gestehen sollst. Es war nur ein Aufatmen nach der Entlastung. Du bist zu müde. Diese ganzen vier Jahre waren nur Hetzerei gewesen.“

Doch wer wie Lili diese Strapazen durchgestanden hatte, was – um die enorme Stofffülle zu bewältigen – nur mit einem hohen Maß an diszipliniertem eigen-ständigem Lernen möglich war, dem stand nicht nur die Universität offen, sondern der war auch in seinem künftigen Leben für die Bewältigung unbekannter und kräftezehrender Situationen, wie sie auch auf Lili warten sollten, gut gerüstet.

„Kampf mit Traditionen und Vorurteil“ – der Verein immatrikulierter Studentinnen und die Arbeiter-Bildungskurse

Nur ein Semester, nachdem Lili Engelsmann ihr Abitur bestanden hatte, also für sie genau zum richtigen Zeitpunkt, verfügte das sächsische Kultusministerium nach jahrzehntelangem Kampf am 10. April 1906 endlich, dass „weibliche Personen [...] gleich den männlichen immatrikuliert“ werden können. Neun Tage danach erschien Martha Beerholdt als erste Frau überhaupt im Immatrikulationsbüro der Leipziger Universität, zwei Tage später, am 21. April 1906, folgte ihr Lili Engelsmann. Martha Beerholdt, die gemeinsam mit Lili eine Klasse der Windscheidschen Kurse besucht und im Februar 1906 ihr Abitur bestanden hatte, wollte Medizin studieren, Lili hatte sich an der philosophischen Fakultät eingeschrieben und studierte Englisch, Deutsch und Geschichte, um später Gymnasiallehrerin zu werden.



Das imposante Gebäude der Leipziger Universität

Marthas Vater war Kaufmann, wie die Väter von fast der Hälfte ihrer Mitstudentinnen in der Medizinischen Fakultät, während Lili mit ebenfalls einem Kaufmannsvater in der Philosophischen Fakultät eine absolute Ausnahme war. Es scheint so, als ob die eher universitätsfernen Kaufmannsväter ihre Töchter bevorzugt ein Fach studieren ließen, dass sie unabhängig machte von den damals für die Einstellung von Frauen geltenden Restriktionen an öffentlichen Institutionen, wie insbesondere den Schulen und sie befähigte als frei praktizierende Ärztin auch wirklich später ihr Geld verdienen zu können. Ansonsten bildeten die Frauen eine bunt gemischte Gruppe aus (fast) allen Schichten (natürlich unter Ausschluss der Industriearbeiter, die damals auch ihr Söhne noch nicht auf eine Universität schickten). Auch alle Altersgruppen waren – typisch für diese erste Studentinnengeneration – unter den 29 ersten Leipziger Studentinnen vertreten: „Wie neben vierzehnjährigen Backfischen längst mündige Frauen auf der Schulbank gesessen haben, so finden sich jetzt Mädchen von achtzehn

Jahren an der Seite von Dreißigerinnen“, schrieb Margarete Heine. In Leipzig war die älteste der damaligen Erststudentinnen 38 Jahre alt und die jüngste 19, die meisten aber wie Lili im Alter zwischen 26 und 22 Jahren.

Anders als es das zur Karikatur verzerrte damals verbreitete Bild von der durch und durch vermännlichten, rauchenden und vor allem hässlichen Studentin nahelegte (man vertrat sogar ganz offen die Meinung, dass Studium mache die Frauen erst hässlich), boten die Studentinnen offensichtlich auch in ihrer äußeren Erscheinungen eine bunte Vielfalt: „Sieh hier“, schrieb Margarete Heine, „dies kokette Dämchen mit modernster Frisur, spitzen Stiefelchen und Wespentaille! Sie geht ganz vertraut, und offenbar über den Kontrast selbst erfreut, mit einem weiblichen Wesen aus jener Zeit, da die Frauenemanzipation mit dem Schneiden des Haupthaars begann. Auf dem Jungenkopf sitzt natürlich eine Mütze und den Mantel haben Wind und Wetter geliebkost. Der aber, welche jetzt die Treppe herunterrauscht, geht aus dem Wege – sie ist, wer weiß wie parfümiert! – Und dort eine anmutige Erscheinung, die ein Kleid trägt, in dem sie gewiß arbeiten kann, neben ihr eine Dame, mit seidenem Schleppekleid und Diamanten im Ohr!“



Lili Engelsmann als Studentin 1909

Die „anmutige Erscheinung, die ein Kleid trägt, in dem sie gewiß arbeiten kann“ – das ist eine Beschreibung, die auch auf Lili zutreffen könnte. Wir haben ein Foto von ihr, das sie als Studentin zeigt, noch ganz in der Mode der Zeit mit Korsett gekleidet, einem durch Fischbeinstäbchen versteiften hohen Stehkragen und einem bis zum Boden

reichenden Rock. Viele ihrer Kommilitoninnen trugen allerdings damals schon das bequeme korsettlose Reformkleid, das Lili zu diesem Zeitpunkt offenbar noch verschmähte (oder zumindest nicht beim Fotografen trug).

Wie die Altersstruktur war auch die Vorbildung, die die Leipziger Studentinnen aufzuweisen hatten, ein Spiegelbild des krummen und beschwerlichen Wegs an die Universität, den die Frauen zurückzulegen hatten: Mindestens vierzehn der 29 Erststudentinnen hatten wie Lili die Leipziger Kurse des Allgemeinen Frauenvereins bei Käthe Windscheid besucht und Abitur gemacht (viele ihrer Mitstudentinnen kannte sie daher schon aus dieser gemeinsamen Schulzeit); acht hatten ein gleichwertiges Abitur aus einem anderen deutschen Staat vorzuweisen und fünf waren Lehrerinnen mit Berufserfahrung, die ohne Abitur immatrikuliert worden waren, was nach dem sächsischen Erlass zur Immatrikulation von Frauen möglich war.

Dreizehn der 29 Erststudentinnen aus Lilis Jahrgang studierten Medizin, fünfzehn (einschließlich der Lehrerinnen) waren an der philosophischen Fakultät eingeschrieben und eine studierte Jura. Insgesamt 18 von ihnen promovierten: alle Medizinerinnen (bis auf zwei, die vielleicht ihr Studium abbrachen) und sechs der in der Philosophischen Fakultät eingeschriebenen Studentinnen (darunter zwei Lehrerinnen), und auch die einzige Juristin schloss ihr Studium mit einer Promotion ab. Das ist (wenn man die Medizinerinnen außer Acht lässt, da bei diesen die Promotion damals noch zwingend zum Studium dazugehörte) ein Prozentsatz von über 40 Prozent – eine erstaunlich hohe Zahl, wenn man bedenkt, welche enormen Schwierigkeiten diese Frauen zu bewältigen hatten. Denn diese ersten Studentinnen sahen sich bei Beginn ihres Studiums mit zahlreichen Unsicherheiten und Unwägbarkeiten konfrontiert, und das nicht nur weil die Vorlesungen schwer verständlich und das Benehmen ihrer männlichen Mitstudenten häufig feindlich oder zumindest befremdlich waren, sondern auch, weil sie beispielsweise nicht wussten, wo sie eine angemessene Wohnung finden oder wie sie ihr Studium finanzieren sollten. Niemand klärte sie zudem über die Rechte und Pflichten auf, die sie als Studentin hatten. „Für sie ist ja die Universität etwas absolut Neues“, schrieb Margarete Heine, „nichts was ihnen Mütter- und Großmütterüberlieferung schon theoretisch ganz vertraut gemacht hätte“.

Am schwierigsten war es für die Frauen ein angemessenes Verhältnis zu ihren Mitstudenten und auch zu den Professoren zu entwickeln. Denn viele von diesen begegneten der weiblichen Konkurrenz an den Hochschulen noch immer mit offener Ablehnung: Die Studenten verfassten Spottgedichte auf ihre Kommilitoninnen, ließen ihnen die Türen vor der Nase zufallen oder begrüßten sie, wenn sie einen Hörsaal betraten, mit lautem Scharren (eine studentische Missfallenskundgebung, bei Wohlgefallen, etwa am Ende einer gelungenen Vorlesung wurde getrampelt, nicht wie heute geklopft) und es gab auch immer noch Professoren, die Studentinnen aus ihren Vorlesungen, Seminaren oder Übungen wiesen. Wenn man weiß, dass sich 36 Prozent der Leipziger Professoren an der Philosophischen Fakultät im Vorfeld des Erlasses vom April 1906 gegen die völlige Gleichstellung von Männern und Frauen bezüglich der Immatrikulation ausgesprochen hatten, verwundert dies nicht. Doch auch für den

umgekehrten Fall, wenn Professoren oder Mitstudenten den Studentinnen freundlich gesonnen waren, gab es keine Rollenvorbilder. Also hielten Studenten wie Professoren den Studentinnen ritterlich die Tür auf, halfen ihnen in den Mantel oder machten ihnen Komplimente über ihr Aussehen, was die Studentinnen, besonders wenn ein solches Kompliment von einem Professor kam, in größte Verlegenheit stürzen und ihr Ansehen bei ihren Mitstudenten endgültig beschädigen konnte.

Aber auch die Studentinnen mussten erst lernen, wie sie sich an einer Universität zu verhalten hatten, und sei es nur, dass sie sich nicht mit Hut in eine Vorlesung setzten und so „den Studenten nicht nur den Anblick des Vortragenden entziehen, sondern ihnen oft sogar das Sehen von Experimenten, Abbildungen usw. unmöglich machen.“ Es war eben damals selbstverständlich, dass eine Dame auch im Haus ihren Hut aufbehielt, und die Studentinnen hatten nur gelernt, wie man sich auf gesellschaftlichem Parket, nicht aber wie man sich im Hörsaal benimmt. Dementsprechend forderte Margarete Heine von ihren Geschlechtsgenossinnen, dass sie als Studentinnen ihre Vorrechte als Damen aufzugeben hätten: „In der Universität handelt es sich in der Tat nicht um ‚Herren‘ und ‚Damen‘, sondern um Studenten und Studentinnen.“ Aber genau das, verstand sich eben damals noch in keiner Weise von selbst, auch nicht bei den Studentinnen: „Viele bringen noch den in seiner Allgemeinheit freilich nicht unbestreitbaren Satz mit: wie die Dame so der Herr, an einer Ungezogenheit des Herrn ist stets die Dame schuld, und sind demgemäß von einer eisigen Zurückhaltung und völligen Unnahbarkeit.“

Auch das nötige Selbstbewusstsein fehlte den Frauen. Sie mussten lernen, sich in der studentischen Öffentlichkeit zu äußern, frei zu reden, ohne rot zu werden und das Gelächter auszuhalten, das oft schon dann aufbrandete, wenn sich eine Frau nur zu Wort meldete: „Die Spannung, welche man auf den Gesichtern las, wenn eine Frau nur einmal reden sollte, war nur die angenehme, daß sie etwas Albernies sagen würde.“

Ganz neue Verhaltensmuster zwischen Mann und Frau waren also zu lernen, und dies dauerte – wie alle Frauen wissen, die noch im vorigen Jahrtausend studiert haben – mehrere Jahrzehnte. Für Lilis Generation aber gab es diesbezüglich überhaupt keine Vorbilder, kein Gleich zu Gleich, keine selbstverständliche Zusammenarbeit, sei es am Seziertisch oder in der Bibliothek. Studentinnen bewegten sich auf „fremden Terrain“, wie ein Buchtitel aus dem Jahre 1997 über die „Studien- und Alltagserfahrungen“ der ersten Studentinnen sprechend hieß, sie waren „Fremdkörper“ in der Universität. Kein Wunder, dass dies auch Angst machte: „Mich hat so ein eigentümliches Gefühl beschlichen, wenn ich in einem recht großen, recht angefüllten Hörsaal saß, vor mir hunderte von Jünglingsköpfen, alle kurzgeschoren, alle eingezwängt in hohe steife Kragen, alle in der gleichmäßig geschnittenen, dunklen häßlichen Kleidung – nie, in keiner Versammlung, in keinem Volksgedränge habe ich so sehr deutlich gewußt, gefühlt, was eine Masse ist.“ Das waren wieder die Worte von Margarete Heine, die hier beschrieb, was vielleicht auch Lili und ihre Mitstudentinnen empfunden haben. Um dieses Gefühl von einer uniformen Masse, in der man oder besser frau eine Art Paradiesvogel darstellte und sich auf keine Weise

verstecken konnte, einfach weil man als Frau per se auffiel, einmal quantitativ zu erfassen, sollte man sich vor Augen führen, dass 1906 an der Universität Leipzig nur 100 Studentinnen (das waren die 29 regulär immatrikulierten Studentinnen und 71 mit einer Sondererlaubnis zugelassenen Gasthörerinnen) 4779 männlichen Studierenden gegenüberstanden.

Es war daher nur folgerichtig, ja geradezu geboten, dass sich die Studentinnen in einem Verein zusammenschlossen, um sich gegenseitig unterstützen und in einer vor männlicher Einmischung geschützten Atmosphäre offen und unbeschwert austauschen oder auch einmal „gesellig beisammen“ sein zu können. Am 7. Mai 1906 – noch bevor sich alle Studentinnen des Sommersemesters 1906 eingeschrieben hatten und weniger als einen Monat nach dem Erlass vom 10. April – erstattete Lili Engelsmann als frisch gewählte Schriftführerin die vorgeschriebene Meldung der am 5. Mai 1906 erfolgten Gründung des „Vereins immatrikulierter Studentinnen“ bei den Universitätsbehörden und übersandte zugleich, die von ihr sorgfältig in Reinschrift übertragenen Statuten des neuen Vereins. Darin war in § 1 unter Zweck des Vereins als erstes „Förderung der Interessen studierender Frauen, Pflege des Solidaritätsgefühles und der kollegialen Geselligkeit“ und als zweites „geistige Anregung“ angegeben, womit wohl Vortrags- und eventuell auch Theaterveranstaltungen gemeint waren, vielleicht aber auch Übungen im freien Sprechen oder andere für das Bestehen in der neuen Umgebung nützliche Fortbildungen. Als dritter Punkt folgte: „Unterstützung aus Darlehen- und Hilfskasse“. Letzteres trug der unsicheren finanziellen Situation vieler Studentinnen Rechnung, war aber natürlich angesichts der Tatsache, dass insgesamt nur 29 Frauen überhaupt als ordentliche Mitglieder in Frage kamen (am 5. Mai waren es sogar erst 24 gewesen) und dass der Mitgliedsbeitrag pro Semester nur 2,50 Mark betrug, ein großes Ziel. Allerdings konnten Gasthörerinnen, die es neben den regulär immatrikulierten Studentinnen ja auch immer noch an der Universität gab, außerordentliche Mitglieder werden und zahlten dann den gleichen Beitrag. Aber auch das hätte im besten Fall, wenn alle Leipziger Studentinnen Mitglied des Vereins geworden wären (was eher unwahrscheinlich ist), nur Einnahmen von 250 Mark im Semester bedeutet. Zudem sollten auch nur die Überschüsse dieser Beiträge in die Unterstützungskasse gehen. Man hoffte aber auf freiwillige Spenden und auf einen eventuellen Gewinn, den man bei Veranstaltungen erzielen könne. Leider haben wir keinerlei Quellen über die konkrete Arbeit des Vereins (wir kennen noch nicht einmal die Mitgliedszahlen) und wissen daher auch nicht, ob überhaupt und in welchem Ausmaß diese Unterstützungen gezahlt wurden. Doch wurde der Verein spätestens 1911 mit einem leicht zu erbringenden Jahresbeitrag von 20 Mark Mitglied des Berliner „Vereins zur Gewährung zinsfreier Darlehen an studierende Frauen“, was darauf hindeutet, dass die finanzielle Unterstützung auch der Leipziger Studentinnen spätestens seit 1911 über die Berliner Zentrale lief. Der „Verein zur Gewährung zinsfreier Darlehen an studierende Frauen“ war im Jahre 1900 von Elsa Neumann gegründet worden – der ersten Frau, die 1898 an der Berliner Universität promoviert worden war. Elsa Neumann stammte aus vermögendem Hause und hatte für ihren

Verein erfolgreich in Universitätskreisen Spenden eingeworben. Nach Elsa Neumanns frühem Tod im Jahre 1902 (sie kam als Physikerin durch einen Unfall im Laboratorium zu Tode) wurde der Verein von der Bakteriologin Lydia Rabinowitz-Kempner (der Mutter des späteren Hauptanklägers in den Nürnberger Prozessen Robert Kempner) weitergeführt. Der Berliner Verein ver-gab Darlehen an alle deutschen Studentinnen, wenn sie mindestens zwei Semester studiert hatten und zur Zeit der Antragstellung immatrikuliert waren (für Gasthöre-rinnen galten besondere Bestimmungen).

Ebenfalls in der Satzung des Leipziger Vereins vorgesehen, war die Einrichtung einer „Auskunftsstelle für Studentinnen und Hörerinnen“, also einer ständigen Beratungsstelle für alle Fragen rund um das Studium: angefangen von der Auswahl der Vorlesungen und Übungen bis zur Hilfe bei der Zimmersuche. Denn speziell das Wohnungsproblem war für viele Studentinnen nicht einfach zu lösen. Der damalige studentische Wohnungsmarkt – die Studenten wohnten in der Regel möbliert bei einer Wirtin zur Untermiete, die diese meistens auch verköstigte – war nur auf Männer ausgerichtet, die Vermieterinnen oft misstrauisch gegenüber den jungen Frauen, denen sie einen liederlichen Lebenswandel unterstellten. Und die Frauen selbst hatten oft höhere Ansprüche an Wohnlichkeit und Ausstattung der Zimmer als die Männer, zumindest wenn sie aus besser gestellten Häusern kamen und einen gewissen Komfort, wie beispielsweise fließendes Wasser gewohnt waren, den die meisten Studentenbuden nicht zu bieten hatten. Einige Frauen wohnten daher in Pensionen oder auch in Lehrerinnenheimen, in denen auch „Damen aus anderen Berufsklassen“ Aufnahme fanden. Margarete Heine betont die große Bedeutung für die Entwicklung der jungen Frauen, wenn sie erstmals in ihrem Leben ein eigenes Zimmer beziehen konnten, sei es auch noch so klein, hässlich eingerichtet oder un-bequem: „Ich behaupte“, schrieb sie, „daß dieses unabhängige Alleinwohnen von jungen Mädchen, und dabei diese völlige freie Verfügung über ihre Zeit die wahre Frauenemanzipation, die eigentliche Revolution ist.“ Erst mehr als zwanzig Jahre später, im Jahre 1929, erschien dann der berühmte Essay „Ein Zimmer für sich allein“ von Virginia Woolf, der inzwischen zu einer Art Gründungspamphlet der modernen Frauenbewegung geworden ist. Lili kam allerdings zumindest während ihres Studiums nicht in den Genuss eines solchen eigenen Zimmers, in dem sie un-gestört hätte lernen und arbeiten können. Sie wohnte wie alle ihre aus Leipzig stam-menden Mitstudentinnen weiter bei ihren Eltern. Eine eigene Wohnung war, wenn Eltern oder andere Verwandte in der gleichen Stadt wohnten, für eine junge unver-heiratete Frau damals undenkbar. Für Lili wurde der Traum vom eigenen Zimmer erst wahr, als sie nach einem Jahr als Referendarin an der I. Höheren Töchterschule in Leipzig Ostern 1912 Manfred nach Dresden folgte und eine Stelle an der dortigen Altstädter Höheren Töchterschule antrat. Da war sie schon fast dreißig Jahre alt.

Eine Beratungs- und Auskunftsstelle für die Leipziger Studentinnen hatte es übrigens auch schon bei der Vorläuferorganisation des Vereins immatrikulierter Studentinnen gegeben, dem im Februar 1905 ins Leben gerufenen „Verein deutscher studierender Frauen in Leipzig“. Damals galten allerdings die als Gasthörerinnen an

der Universität studierenden Frauen noch nicht als Mitglieder der Universität Ihr Verein war daher auch keine universitäre Einrichtung, sondern eine Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Auf diesen Ausweg war man seitens der Frauen verfallen, nachdem der Rektor der Universität im Dezember 1904 die Bitte um Genehmigung der Statuten des Vereins eben mit der Begründung abgelehnt hatte, dass die Hörerinnen nicht immatrikuliert seien und deshalb nicht den akademischen Behörden unterstünden. Käthe Windscheid selbst hatte diesen ersten Antrag gestellt und sie persönlich fungierte auch als zweite Vorsitzende der dann geschaffenen Ortsgruppe. Über das Abitur hinaus war sie also für ihre Schützlinge auch an der Universität präsent, und es spricht nichts dafür, dass sich dies mit dem Immatrikulationsrecht für die Frauen geändert haben sollte. Trotz seines ursprünglich ablehnenden Bescheids hatte der Rektor dann jedoch ab April 1905 den Frauen immerhin Räumlichkeiten für eine Auskunftsstelle in der 1. Etage des Augustineums, dem Hauptgebäude der Universität, zur Verfügung gestellt, wo sich die Frauen jeden Donnerstag Rat und Hilfe einholen konnten und der später dann vom Verein immatrikulierter Studentinnen weiter genutzt werden konnte.

Lili, die sich auch in der Auskunftsstelle engagierte, blieb Schriftführerin des Vereins immatrikulierter Studentinnen während ihres gesamten Studiums. Die erste Vorsitzende des Gründungsvorstandes war Elisabeth (Else) Riemann, die Tochter des Musikwissenschaftlers Hugo Riemann, bei dem Lilis Bruder Walter studierte. Else Riemann war eine der beiden Lehrerinnenstudentinnen, die ihr Studium mit einer Promotion abschlossen, und sie war auch schon im Vorstand der des „Vereins deutscher in Leipzig studierender Frauen“ gewesen. Ihre Stellvertreterin war Elisabeth John, die in Prag geborene Tochter eines (verstorbenen) Universitätsprofessors, die wie Lili die Windscheidschen Kurse besucht hatte und später gemeinsam mit Lili an der Altstädter Höheren Mädchenschule in Dresden unterrichten sollte. Dann gab es neben Lili eine zweite Schriftführerin, die Medizinstudentin Rosa Marcus (eine der beiden Jüdinnen unter den Leipziger Erststudentinnen). Sie schloss ihr Studium 1910 mit dem Staatsexamen ab, arbeitete dann als Praktikantin an der medizinischen Klinik Leipzig und promovierte 1911. Kassiererin war Johanna Schneider, Tochter eines (verstorbenen) Oberlehrers. Sie studierte nur drei Semester in Leipzig, ging dann für ein Semester nach Paris an die Sorbonne und anschließend nach Marburg, wo sie 1911 promoviert wurde.

In einem „harten geistigen Kampf mit Tradition und Vorurteilen“ habe Lili als „Vorsitzende des Studentinnenvereins an der Universität Leipzig“ gestanden, schrieb Manfred in seinem Lebensbild später über Lili. Zwar war Lili nicht die Vorsitzende des Vereins, sondern nur deren Schriftführerin, aber Manfreds Irrtum zeigt, dass Lilis Einsatz für den Verein immatrikulierter Studentinnen so groß gewesen sein muss, dass zumindest in Manfreds Erinnerung kein Unterschied zwischen der Vorsitzenden und den anderen Vorstandsmitgliedern auszumachen war. Sie habe sich jedoch, so wieder Manfred, zu diesem Kampf nur verpflichtet gefühlt, ihn aber nicht als menschlich befriedigend empfunden. „Anders stand es mit der sozialen Arbeit“, so Manfred weiter,

„z.B. mit den studentischen Arbeiter-Unterrichtskursen. Hier war es auch, wo wir uns kennen lernten.“

Manfred war zum Wintersemester 1908/09 an die Universität Leipzig gekommen, nachdem er nach seinem Abitur 1906 zunächst ein paar Semester in Freiburg, München und Berlin studiert hatte. Die studentischen Arbeiter-Unterrichtskurse wurden nach dem Vorbild ähnlicher Einrichtungen in anderen Universitätsstädten (auch in Berlin, Freiburg und München gab es, während Manfred dort studierte, schon solche Kurse) in Leipzig zum Sommersemester 1908 ins Leben gerufen. Vorausgesetzt Lili engagierte sich von Anfang an in diesen Kursen und Manfred, der diese wahrscheinlich schon aus seinen früheren Studienorten kannte, stieg direkt im Wintersemester 1908/09 in die Organisation ein, dann lernten sich Manfred und Lili schon in Manfreds erstem Leipziger Semester kennen. Mag sein, dass Manfreds Urteil über Lilis Engagement für diese Kurse, seine Behauptung, dass dieses für sie menschlich viel befriedigender gewesen sein soll als ihr Kampf für die Rechte von Frauen, von diesem positiven Gefühl des Kennenlernens und des ersten gemeinsamen Arbeitens bestimmt war. Mag auch sein, dass er als ihr späterer Ehemann und als Mann überhaupt trotz aller Sympathie die Frauenfrage für weniger wichtig erachtete als die großen sozialen Fragen, die die von starken Klassengegensätzen zerrissene Wilhelminische Gesellschaft bestimmten. Bis weit in die 1970er Jahre hinein war die These, dass sich die Frauenfrage automatisch mit der Lösung der sozialen Frage erledigen würde, unter vielen Sozialrevolutionären und Sozialreformern (beispielsweise auch in der Sozialdemokratie) weit verbreitet. Wir wissen also nicht, ob Manfred in der Rückschau Lilis Einstellung wirklich richtig wiedergibt, aber denkbar ist schon, dass er recht hatte. Lili jedenfalls, die in diesen Kursen erstmals auch ihre pädagogischen Neigungen ausleben konnte, sollte sich zeit ihres Lebens immer aktiv für die Bildung und Ausbildung von sozial Benachteiligten einsetzen und die Anfänge zu diesem ihrem Engagement lagen in den studentischen Arbeiter-Unterrichtskursen während ihrer Studienzeit in Leipzig. Aber was waren diese studentischen Arbeiter-Unterrichtskurse eigentlich? Was und wie wurde dort unterrichtet? Wer waren die Schüler? Und welche Motive standen hinter der Gründung?

Ausgehend von einer ursprünglich in England beheimateten Bewegung, die als university extension bezeichnet wurde, hatten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einige deutsche Universitäten einen Schritt in die außeruniversitäre Öffentlichkeit gemacht, indem sie öffentliche Vorträge oder Kurse für ein nichtuniversitäres Publikum anboten. Diese „volkstümlichen Vorträge“, die von Universitätsprofessoren gehalten wurden und sich als Beitrag zur allgemeinen Volksbildung verstanden, stießen überall auf ein großes Interesse. In Leipzig etwa, wo solche Vorträge seit den 1890er Jahren angeboten wurden, fanden vom Wintersemester 1899/1900 bis zum Winter 1908/09 insgesamt 108 dieser Vortragsreihen statt. Am meisten nachgefragt waren naturwissenschaftliche, medizinische, literarische und kunstgeschichtliche Vorträge. Das Publikum, das sich in Leipzig fast zur Hälfte aus Frauen zusammensetzte (vor der Zulassung von Frauen an die Universitäten stellten solche Kurse eine wichtige

Fortbildungsmöglichkeit für Frauen, speziell für Lehrerinnen dar), stammte allerdings in erster Linie aus bürgerlichen Schichten und nur wenige Arbeiter fanden den Weg in diese Kurse. Denn diese Vorträge waren sowohl inhaltlich als auch in der Art der Präsentation vollständig auf ein bürgerliches Bildungspublikum zugeschnitten und gingen deshalb an den Bedürfnissen vieler Arbeiter vorbei, denen häufig nicht so sehr eine kultur- oder naturwissenschaftliche Weiterbildung, sondern vielmehr eine solide Elementarbildung fehlte. Wer keinen Brief fehlerfrei schreiben kann, wer Schwierigkeiten hat, behördliche Schreiben zu verstehen, oder seine Haushaltskasse aufgrund von fehlenden Rechenfähigkeiten ständig überzieht, ist – so die damalige Überlegung sozial-engagierter Studenten – im täglichen Leben massiv benachteiligt. Und diese Benachteiligung wollte man beseitigen helfen. In einem gesellschaftlichen Umfeld, in dem vor noch nicht allzu langer Zeit Studenten, die mit Handwerkern ein Glas Bier tranken, wegen Verletzung der Standesehre die Relegation von der Universität riskierten und auch umgekehrt Arbeiter den Studenten nur mit großem Misstrauen und Vorurteilen begegneten, hoffte man gleichzeitig die Beziehungen zwischen Arbeitern und Studenten durch direkten Kontakt und persönliches Kennenlernen verbessern zu können. Dieses habe, so schrieb Bruno Kiesewetter, einer der Protagonisten dieser Kurse in einem von ihm 1909 verfassten idealistischen Aufruf, den er „Student und Arbeiter“ betitelte, für beide Seiten nur Vorteile: Für die Arbeiter sei der Vorteil klar, sie könnten die sie im Alltag belastenden Lücken in ihrer Ausbildung schließen und dies für einen bezahlbaren Preis. Die Kurse kosteten in Leipzig nur 0,50 Pfennig pro Semester (das war die Hälfte von dem, was für die volkstümlichen Vorträge der Professoren verlangt wurde). Für den Studenten sei es mit Blick auf seine spätere Berufstätigkeit nicht nur vorteilhaft, sondern geradezu notwendig, „daß er während seiner Studentenzeits Umgang pflegt mit dem Arbeiter“. Der Theologe erfahre so, warum das Großstadtproletariat sich vom Glauben abgewandt habe und den Pfarrer „wie eine halbgeborstene Säule aus längst entschwundenen Zeiten“ betrachte. „Ebenso ist es für den Juristen von allergrößter Bedeutung, daß er den Arbeiter, über dessen Vergehen er später vernunftgemäß urteilen soll, wirklich einmal außerhalb seiner Amtstätigkeit kennen gelernt hat. Vielleicht wird auch dann einmal das Deutsch unseres Gesetzbuches ein derartiges, daß es von jedem Manne aus dem Volk verstanden werden kann.“ (Ein Ziel, das bekanntlich bis heute nicht erreicht ist). Der Mediziner lerne die „ungesunden Verhältnisse der Volkshygiene besser beurteilen“, der Nationalökonom seine Statistiken richtig lesen, und der Oberlehrer, der ja bisher nur die „Berufenen der Nation, die Kinder der Bessersituierten“ ausbilde, „soll diese doch zum Zwecke der nationalen gemeinsamen Arbeit erziehen. Wie soll er dies mit Erfolg tun, wenn er für den Begriff des Volkes in vielen Fällen nur philosophische Definitionen mit ins praktische Leben gebracht hat und eine klare Vorstellung von dem Willen, von dem gesunden Wachstum der Masse des Volkes gar nicht besitzt?“

„Eine Nation, in der eine tiefe Kluft besteht zwischen Gebildeten und Wenigergebildeten, wird nicht so leistungsfähig sein können, als ein Volk, in welchem diese Unterschiede mehr ausgeglichen sind.“ – so Kiesewetters Credo. Leistungsfähigkeit

und Nützlichkeit für die Nation – das waren zentrale Begriffe in der Diskussion um die Arbeiter-Unterrichtskurse, ein wichtiges ideologisches Movens für die Einrichtung solcher Kurse. Um dies zu untermauern bemühte unser Berichterstatter auch den Reformpädagogen Georg Kerschensteiner, der durch das von ihm entwickelte Konzept einer an den Erfordernissen des späteren beruflichen Lebens und dem Erziehungsideal des nützlichen Staatsbürgers orientierten Arbeitsschule bekannt geworden ist. Seine Grundgedanken hatte Kerschensteiner 1901 in seiner Schrift „Die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend“ dargelegt, mit der er den ersten Preis eines Wettbewerbs der Erfurter Akademie der Wissenschaften gewonnen hatte. Die Preisfrage lautete: „Womit ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmäßigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?“ Eine neue Berufsschule sollte, so Kerschensteiners Vorstellungen, die Jugend vor sittlicher Verwahrlosung auf der Straße bewahren und durch berufskundlichen und staatsbürgerlichen Unterricht verbunden mit Gesundheitslehre sowie Turnen und Wanderungen den gesamten Staat „veredeln“ helfen.

Auf Kerschensteiner beriefen sich später auch Lili und Manfred Pollatz bei ihren eigenen reformpädagogischen Ideen: „Kennen lernen soll das Kind seine Kräfte in der Arbeitsschule, [...] um [...] beim Verlassen der Schule auszureifen zu dem als sittliche Pflicht empfundenen Willen, als tätiger Mensch mitschaffen zu helfen in der Gemeinschaft des eigenen Volkes.“ – hieß es in dem Werbeblatt ihrer 1916 eröffneten Waldschule. „Erziehung zum Zwecke der gemeinsamen nationalen Arbeit“, hatte Bruno Kiesewetter formuliert. Speziell der Arbeitsschulgedanke wird für Manfred und Lili durch die Arbeiter-Unterrichtskurse, in denen sie „echte Arbeiter“ unterrichten konnten, über die theoretische Beschäftigung mit den Schriften Kerschensteiners hinaus eine konkrete Anschauungsbasis erhalten haben. Und auch für die von ihnen später praktizierte Koedukation, die zumindest in der höheren Schulbildung damals noch verpönt war, haben Lili und Manfred in diesen Kursen erste Erfahrungen sammeln können: Denn die Arbeiter und Arbeiterinnen wurden in diesen Kursen gemeinsam unterrichtet. Ein 1912 unternommener Versuch (das war nach Lilis und Manfreds Examen), in bestimmten Fächern nach Geschlechtern getrennte Kurse einzuführen, scheiterten am Protest der Arbeiter, die weiter gemeinsamen Unterricht wünschten. Denn das waren sie so gewohnt, da in den Volksschulen schon im 19. Jahrhundert Jungen und Mädchen zwar meistens getrennt gesetzt, aber aus praktischen Gründen gemeinsam unterrichtet wurden. Auch Lili hatte in ihrer Dorfschule in Hausen ja gemeinsam mit Jungen in einem Klassenraum gesessen. Ungewöhnlich war allerdings, dass sie als junge Frau erwachsene Männer unterrichtete. Doch auch das wird für sie eine wertvolle Erfahrung gewesen sein.

Die ersten von Studenten organisierten und geleiteten Arbeiterunterrichtskurse waren 1901 in Charlottenburg gegründet wurden, es folgten Breslau, Berlin, Freiburg, München. Ab dem Wintersemester 1907/08 kam es dann zu einer regelrechten Gründungswelle, die binnen kurzem dafür führte, dass in fast allen deutschen Hoch-

schulstädten solche Kurse eingerichtet wurden. Im Wintersemester 1908/09 gab es bereits 21 solcher Organisationen in Deutschland. Ihnen zugrunde lag eine Gemengelage verschiedener Motive, die von einem eher karitativ fundierten Engagement für die sozial Benachteiligten, über den Wunsch, einen praktischen Beitrag zum sozialen Frieden zu leisten, bis zu dem ganz konkreten politischen Hintergedanken reichte, durch diese der „Verständigung zwischen den verschiedenen Klassen“ dienenden Kurse die Arbeiter der Sozialdemokratie zu entfremden. Die Initiative bei der Gründung dieser Kurse ging dabei in der Regel von den sogenannten Freistudenten aus, ein Zusammenschluss nichtkorporierter Studenten, die seit den 1890er Jahren an den Hochschulen eine zunehmend wichtige Rolle spielten. Bis dahin war das soziale Klima an den deutschen Universitäten maßgeblich durch Tradition und Brauchtum der studentischen Verbindungen bestimmt gewesen, die streng hierarchisch organisiert durch komplizierte Sauf- und – bei den schlagenden Verbindungen – auch Fechtrituale (Mensur) einen erheblichen Teil der gesellschaftlichen Kräfte der Studenten banden. Mit der sozialen Öffnung der Hochschulen, seit also auch aus universitätsfernen Schichten Studenten an die Hochschulen drängten, die aber von den elitären Verbindungen nicht akzeptiert wurden, hatte sich langsam eine Gegenöffentlichkeit an den Universitäten herausgebildet, die im Jahre 1900 in die Gründung der Deutschen Freien Studentenschaft mündete. Da in den Freistudentenschaften nicht selten auch Studierende kleinbürgerlicher Herkunft aktiv waren, entwickelten diese verschiedene Formen der Selbsthilfe für bedürftige Kommilitonen, indem sie beispielsweise Leihbüchereien einrichteten oder verbilligte Einkaufsläden. Auch die ersten Mensen, in denen man günstig essen konnte, gingen auf die Freistudenten zurück. Von dieser sozialen Eigenhilfe war es dann kein weiter Weg mehr zu der Idee mit den Arbeiter-Unterrichtskursen.

Im universitären korporativen Denken alter Schule mit seinem spezifischen Ehren- und Duellkodex waren Frauen gar nicht vorgekommen, ja ihr Auftauchen in den Hörsälen wurde als Provokation empfunden, woraus sich auch viele der oben beschriebenen Schwierigkeiten zwischen Studenten und Studentinnen erklären. Die Freistudenten dagegen waren den Studentinnen wohlgesonnen und bemühten sich – da sie eine Vertretung aller Studenten anstrebten – schon früh darum, die Frauen zu überreden, sich den freistudentischen Organisationen anzuschließen. Das allerdings lehnten die Studentinnenvereine ab, weil sie in richtiger Erkenntnis der trotz allen Wohlwollens auch bei den Freistudenten nicht wirklich in Frage gestellten Geschlechterhierarchie zur Durchsetzung ihrer Interessen zunächst ihre Eigenständigkeit wahren wollten.

In allgemeinpolitischen Fragen hatte sich die Freistudentenschaft – in bewusster Absetzung zu den Korporationen – zu strikter Neutralität verpflichtet, was insbesondere auch bedeutete, dass sie Studenten ohne Ansehen des Bekenntnisses, also insbesondere auch Juden, aufnahm. Dieses Prinzip der politischen und konfessionellen Neutralität wurde auch auf die Arbeiter-Unterrichtskurse übertragen

und galt als Verpflichtung sowohl für deren Lehrer als auch deren Schüler, auch wenn faktisch viele der Kursteilnehmer aus der organisierten Arbeiterschaft stammten.

Bruno Kiesewetter machte die politische und konfessionelle Neutralität in den Arbeiter-Bildungskursen zu einem ihrer konstitutiven Elemente, das er unter keinen Umständen verletzt sehen wollte: „Fräulein Dr. Imle, Freiburg“, schrieb er dazu, „versuchte im W.S. 1908/09 in einem Vortrage (gehalten in Berlin) das Pflichtgefühl des Studenten, sich dem Arbeiter zu nähern, aus christlicher Gesinnung abzuleiten. So dankenswert dieser Versuch ist, [...], so muß doch gesagt werden, daß sich Juden und Freidenker ebenfalls aus ihrer Weltanschauung heraus verpflichtet fühlen, dem Arbeiter irgendwie zu helfen, (die Erfahrung bestätigt dies, da sich neben Gläubigen auch eine große Reihe von Heiden, jüdischer und frei-religiöser Konfession an den Organisationen beteiligen), zweitens, daß für den praktischen Ausbau eines organisierten Unternehmens dieser Art der Versuch des Fräulein Dr. Imle wertlos ist. Gerade die völlige Neutralität gibt dem Unternehmen erst Festigkeit. Es ist vielleicht das einzige Mal im Leben, daß alle sonst in ihren Ansichten grundverschiedenen Studenten und alle Arbeiter gemeinsam arbeiten können. Die Vertreter der verschiedensten Weltanschauungen werden sich hier bei Gelegenheit des Elementarunterrichts näher treten und achten lernen.“

Das ist für die damalige Zeit ein sehr ungewöhnliches Dokument praktischer Toleranz, das nicht nur die Juden, was damals schon selten genug war, sondern auch die Atheisten und sogar die „Heiden“ einschloss. Auch wenn Kiesewetter hier sicher eine idealisierte Darstellung dessen bot, was in den Kursen tatsächlich Realität war, zumindest Manfred und Lili machten diese Art der strikter Neutralität später zu einer ihrer Lebensrichtlinien – und sie fanden in den Quäkern eine Gemeinschaft, die diese vorurteilsfreie sich jeder Beeinflussung enthaltene Annäherung an andere Menschen in den Rang einer (Handlungs-)Maxime erhoben hatte.

Dass man sich in den Kursen weitgehend auf Elementarunterricht beschränkte, erleichterte die politische Neutralität und war nach der Darstellung von Bruno Kiesewetter sogar einer der Gründe für diese Beschränkung. Unterrichtet wurden Rechtschreibung und Grammatik, manchmal auch Schönschreiben, ein wenig Stilkunde, Aufsatz und Literatur. Im Rechenunterricht beschäftigte man sich mit den ganzen Zahlen, mit Bruchrechnung und dem Dreisatz, in Geometrie mit einfachen Flächenberechnungen. Darüber hinaus gab es Kurse in Stenographie, Buchführung, Geographie und Rechtskunde. In Leipzig war außerdem der Fremdsprachenunterricht stark nachgefragt, und damit ging man über den Elementarunterricht deutlich hinaus. Dabei wurde in Leipzig nicht nur Englisch und Französisch, sondern auch Griechisch, Russisch und Hebräisch unterrichtet. Denn in der Verlagsstadt Leipzig gab es viele Schriftsetzer und Buchdrucker, die sich von diesem Unterricht eine Erleichterung beim Herstellen fremdsprachiger Bücher versprachen. Auch Lili, die besonders gern Englisch unterrichtete, wird an diesen Fremdsprachenkursen beteiligt gewesen sein und Manfred, der auch Altphilologie studierte, wird vielleicht einen der Griechischkurse gegeben haben.

Die studentischen Arbeiter-Bildungskurse wurden in allen Universitätsstädten und speziell auch in Leipzig sehr gut angenommen: Im Sommersemester 1908 hatte man hier mit fünf Veranstaltungen, 20 Lehrkräften und 150 Teilnehmern begonnen und steigerte sich bis zum Wintersemester 1909/10, dem letzten Semester in dem aller Wahrscheinlichkeit auch noch Manfred und Lili an den Kursen beteiligt waren, auf fast 1300 Teilnehmer, die in 48 Kursen von 106 Studenten (und Studentinnen) unterrichtet wurden.

Finanziert wurden die Kurse im Wesentlichen durch die Teilnehmergebühren (die Studenten unterrichteten kostenlos), die Universität stellte aber immerhin ein Geschäftszimmer und die Stadt Unterrichtsräume in den Schulen zur Verfügung. Unregelmäßig kam auch eine kleine finanzielle Unterstützung vom Kultusministerium.

„Was die praktische Handhabung des Unterrichts in diesen Abendkursen selbst anbelangt, so möchte ich“, schrieb Bruno Kiesewetter zum Ablauf des Unterrichts in diesen Kursen, „noch einiges darüber sagen, was unbedingt nötig ist, um sich eine Vorstellung von dem inneren Leben dieser Organisation machen zu können. Jeder Stundenunterricht wird von mindestens zwei Studenten erteilt, von denen der eine den Kurs leitet, der andere, der eben zum erstenmale diesem Unternehmen seine Kraft widmet, ihm als ‚Übungsleiter‘ beigegeben ist. Der Übungsleiter kann im Laufe des Semesters selbst erkennen, ob er sich zur Leitung eines Kursus eignen würde. Er lernt die Art des Unterrichts näher kennen, hat selbst die praktischen Übungen der Hörer zu leiten, d. h. Rechenaufgaben oder Diktate zu korrigieren u. a. m. Der Kurs-leiter trägt das Neudurchzunehmende vor, wiederholt und beaufsichtigt die Übungen. Am Schluß des Semesters muß der Übungsleiter im Beisein eines Vorstandsmit-gliedes eine Probestunde abhalten. So kann verhütet werden, daß ein Kursus miß-glückt, weil man eben erst jeden Studenten auf seine Fähigkeiten geprüft hat, und jeder selbst erkennen kann, was er sich zutrauen darf. Der Unterricht selbst besteht natürlich nicht aus einem zusammenhängendem Vortrag, sondern in einem wechsel-seitigen, segensreichen Zusammenarbeiten von Lehrenden und Lernenden. Der Ar-beiter muß zur tätigen Mitarbeit herangezogen werden.“

Das waren für damalige Verhältnisse sehr fortschrittliche Unterrichtsmethoden, die zumindest ansatzweise an das Lernprinzip der „Selbsttätigkeit“ erinnern, das von dem Leipziger Schulleiter und Erziehungswissenschaftler Hugo Gaudig propagiert wurde – ein Reformpädagoge, der mehr noch als Kerschensteiner Lilis und Manfreds eigene pädagogische Vorstellungen prägen sollte.